

N 3412 F

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Haben wir die Talsohle erreicht?

Mit Maria für den Glauben
der jungen Generation

Franz Lüttgen
Der Gründungsakt Schönstatts
als geschichtsschöpferisches Ereignis

Benito Schneider
Mario Hiriart und die Sendung
des organischen Denkens

Blick in die Zeit

Buchbesprechungen

9. Jahrgang

Heft 1

Januar 1974

Inhalt:

Haben wir die Talsohle erreicht?	1
Engelbert Monnerjahn	
Krönung der Siegerin	3
Polnische Bischofskonferenz	
Mit Maria für den Glauben der jungen Generation	14
Franz Lüttgen	
Der Gründungsakt Schönstatts als geschichtsschöpferisches Ereignis	21
Benito Schneider	
Mario Hiriart und die Sendung des organischen Denkens	34
Blick in die Zeit	42
Buchbesprechungen	46

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn
Anschrift der Schriftleitung: 5404 Bad Salzig, Postfach 50

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 16,- zzgl. Porto, in der Schweiz Sfr. 20,- zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,50.

Haben wir die Talsohle erreicht?

Ein Studienfreund, engagierter katholischer Arzt, für den es seit der Beendigung des II. Vatikanischen Konzils mit der Kirche immer nur abwärts gegangen war, überraschte mich vor kurzem bei einem unserer gelegentlichen Gespräche mit der Äußerung, er sehe in der Kirche klare und sichere Zeichen für eine unumkehrbare Aufwärtsentwicklung. Die Talsohle sei nicht nur erreicht, sondern bereits durchschritten.

Ich hatte in den vergangenen Jahren nicht seinen Pessimismus geteilt, doch konnte ich nun seinen unerwarteten Optimismus in der Beurteilung der gegenwärtigen Situation der Kirche ebensowenig teilen.

Nun ist es freilich eine etwas schwierige Sache, im Falle der Kirche generell von Abwärts- oder Aufwärtsentwicklungen zu sprechen. Die Meinung darüber hängt nicht wenig vom Standpunkt und Wertmaßstab des einzelnen ab. Was in den Augen der einen Abstieg und Verfall ist, muß nicht allen so scheinen, und selbstverständlich kann es in einer Kirche, die über die ganze Welt verbreitet ist, in einem Land weniger günstig stehen als in einem anderen, ja, es ist durchaus — und Gott sei Dank, wie man hinzufügen muß — möglich, daß es in der Kirche ein und desselben Landes Abwärts- und Aufwärtsbewegungen, offenbaren Rückschritt und ermutigenden Neuanfang, geben kann.

Wenn wir hier trotzdem die Frage erörtern wollen, ob die Kirche gegenwärtig die Talsohle erreicht oder schon durchschritten habe, so daß sie sich wieder auf dem Weg nach oben befände (was immer das im einzelnen heißen mag), so soll es nicht um eine allseitige Erörterung und Antwort gehen. Es soll lediglich ein einziger Aspekt, ein Sachverhalt angesprochen werden, der allerdings von einiger Bedeutung ist. Wir meinen die Wahrheit, die in das bekannte Wort gefaßt ist, daß die Gnade die Natur voraussetze. Von dieser Wahrheit ausgehend, darf man die Feststellung treffen: Ob es mit der Kirche abwärts oder aufwärts geht, wird auch, ja in entscheidendem Grade mitbestimmt von den natürlichen Voraussetzungen, die ein Mensch oder eine Zeit der Gnade entgegenbringt.

Was ist unter diesen natürlichen Voraussetzungen zu verstehen? Zum Beispiel das den Menschen und die Menschen einer Zeit beherrschende Denken. Nicht weniger die einen Menschen und die Menschen einer Zeit beherrschenden sittlichen Wertvorstellungen und Normen. Schließlich, und wirklich nicht zuletzt, die moralische Qualität des tatsächlich gelebten Lebens. Wenn auch die Gnade sich prinzipiell den Menschen jeder Zeit mitteilen kann, so ist es doch eine Binsenwahrheit, daß es Menschen und Zeiten gibt, die

aufgrund ihrer natürlichen Voraussetzungen für die Gnade und die Wirksamkeit der Gnade mehr und besser aufgeschlossen sind als andere.

Wie steht es damit in der Gegenwart bei uns? Wer das geistige und sittliche Feld unserer abendländischen Welt im Lichte dieser Frage betrachtet, wird sich keinen voreiligen Optimismus leisten können. Denn muß man nicht sagen, daß es um die erwähnten natürlichen Voraussetzungen für ein genuin christliches Leben höchst ungünstig bestellt ist?

Werfen wir einen Blick auf das für unsere Zeit typische und sie beherrschende Denken. Wie denkt der Mensch über sich selbst? Versteht er sich nicht rein innerweltlich und total „von unten“? Ohne unsterbliche Seele, ohne Hinordnung und Zugang zu einer weltjenseitigen Wirklichkeit? Wie denkt der Mensch über Gott? Die herrschende Philosophie hält es nicht einmal für erlaubt, die Frage nach Gott zu stellen. Bestenfalls hat Gott — mit Kant — die Geltung einer Idee. Und wie es um die herrschenden sittlichen Vorstellungen und Normen sowie um die moralische Qualität des tatsächlich gelebten Lebens steht, darüber werden wir u. a. durch die weltweite Diskussion über den Schutz des ungeborenen Lebens im Mutterschoß oder über die sogenannte Euthanasie und durch das fressende Umsichgreifen eines platten Hedonismus und seelenverwüstenden Sexualismus hinreichend belehrt.

Das Wort Tertullians, daß die menschliche Seele von Natur aus christlich, das heißt auf Christus und das Christentum angelegt sei, bleibt immer, auch heute, wahr. Es ist aber leider nicht weniger wahr, daß die Seele eines einzelnen Menschen und der Geist einer Zeit so anders gerichtet, so verformt, so verdorben werden kann, daß diese Anlage auf Christus hin gänzlich verschüttet ist. Und wenn z. B. die Existenz Gottes oder die Unsterblichkeit der menschlichen Seele heutzutage nicht so unbezweifelt in Geltung sind wie zu anderen Zeiten, so liegt das nicht einfach daran, daß die Menschen diese Wahrheiten nicht annehmen wollen. Die Ursache dafür ist viel schlimmer: Sie sind zur Annahme dieser Wahrheiten nicht imstande, weil sie dafür unfähig geworden sind, und zwar durch das die Zeit beherrschende Denken und durch die herrschende Verwirrung und Verirrung des sittlichen Lebens.

Ob man bei den Initiativen um die Erneuerung des christlichen Lebens diese Aspekte bisher genügend beachtet hat? Sie sind schlechthin fundamental. Echte und dauerhafte Erneuerung dürfte dort gelingen, wo man um die notwendigen natürlichen Voraussetzungen besorgt ist. Dort auch dürfte eine Aufwärtsentwicklung in Gang kommen, die Bestand hat. —hn

Krönung der Siegerin

Von Engelbert Monnerjahn

Mit dem Entschluß, die Gottesmutter zum 60. Jahrestag der Gründung des Schönstattwerkes am 18. Oktober 1974 als Dreimal wunderbare Siegerin von Schönstatt zu krönen, geht die internationale Schönstattfamilie nicht nur auf ein Herzensanliegen ihres Gründers und eine bedeutsame Glaubenswirklichkeit ein; sie dürfte mit dieser Krönung auch ein Gebot der Stunde erfüllen. Indessen, so sehr diese Überzeugung sie beseelen und tragen darf, sie muß auch darauf gefaßt sein, daß ihr Vorhaben in weiten Kreisen der Kirche Kopfschütteln erregen, daß es nicht verstanden, sondern als Geste einer überlebten, leeren und unnützen Frömmigkeit abgetan wird.

Die Schönstattfamilie wird sich durch eine solche Reaktion von ihrer Absicht nicht abbringen lassen. Vielleicht tut sie aber gut daran, nach den Gründen zu fragen, warum bei vielen Katholiken so wenig oder gar kein Verständnis für eine Krönung der Gottesmutter, zumal unter dem Titel der Siegerin, anzutreffen ist. Das Aufspüren der Gründe für dieses Nichtverstehen und die Auseinandersetzung mit ihnen könnte zu einer tieferen Einsicht in die Gründe für die eigene Absicht führen — das aber wäre nur zu begrüßen.

Einwände

Für die Abneigung vieler Katholiken — zumeist handelt es sich um solche, die sich einer bestimmten Weise der Erneuerung der Kirche verschrieben haben — gegenüber einer Krönung der Gottesmutter, für ihr Unvermögen, Sinn und Bedeutung einer derartigen Krönung zu erkennen, gibt es eine ganze Reihe von Gründen, die hier nicht alle genannt und erwogen werden können. Ein Grund dürfte darin zu sehen sein, daß es sich um *eine Krönung* handelt. Ist Krönung nicht Ausdruck einer triumphalistischen Gesinnung, die dem Wesen der Kirche als pilgerndes Gottesvolk und ihrer *Bestimmung zum Dienst* an Welt und Menschen nicht gemäß ist? Hat die Kirche darum nicht auf dem II. Vatikanischen Konzil mit Recht jedem Triumphalismus nach innen und nach außen den Abschied gegeben? —

Einen weiteren Grund kann man darin erblicken, daß es sich bei der Krönung der Gottesmutter um die *Krönung einer Heiligen* handelt. Eine bestimmte Auffassung und Richtung in der Kirche geht aber bekanntermaßen dahin, die Erneuerung der Kirche soviel wie möglich an den Heiligen vorbei zu verwirklichen. Dazu meint man aus verschiedenen Motiven verpflichtet zu sein: Weil zum Beispiel die Erneuerung der Kirche wieder zum

„Wesentlichen“ des christlichen Lebens führen müsse, Heiligenverehrung aber eine Randerscheinung, wenn nicht sogar oft genug eine Wucherung darstelle; oder aus Rücksicht auf das drängende Anliegen der Wiedervereinigung der Christenheit, für die der katholische Heiligenkult, speziell der Marienkult, ein schweres, eigentlich aber unnötig bestehendes Hindernis sei.

Natürlich dürfte gerade auch eine *Krönung der Gottesmutter als Siegerin* anstößig wirken. Was soll die Bezeichnung „Siegerin“ in unserer Zeit? Ist sie nicht ein Anachronismus, der im übrigen theologisch und damit sachlich, also von der Wirklichkeit her, nicht begründet werden kann? Es ließe sich in diesem Zusammenhang schließlich auf die hl. Therese von Lisieux verweisen, die wünschte, daß man in Maria nicht soviel die Königin, sondern die Mutter auf dem dunklen Pilgerweg des Glaubens sehen solle. Gilt das nicht noch mehr von der „Siegerin“?

Wenn Pater Kentenich 1966, bald nach seiner Heimkehr aus dem Exil, die Dreimal wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt als Siegerin proklamierte und wenn die Schönstattfamilie sich in diesem Jahre anschießt, sie als Siegerin zu krönen, so steht dahinter in erster Linie und als erste Triebkraft eine konkrete Erfahrung, die Pater Kentenich mit der Schönstattfamilie im Laufe der Schönstattgeschichte gemacht hat. Davon wird noch die Rede sein. Nur wer diese Erfahrung kennt und zu wägen weiß, wird die Handlungsweise Pater Kentenichs und der Schönstattfamilie in etwa verstehen. Es steht dahinter aber auch eine theologische Überzeugung, eine gläubige Sicht der Heiligen und insbesondere der Gottesmutter, die freilich nicht eine private Spezialität Pater Kentenichs und Schönstatt darstellt, sondern aus Praxis und Lehre der Kirche geschöpft, ja mit Praxis und Lehre der Kirche identisch ist. Diese gläubige Sicht der Heiligen kommt heute, nachdem sie dem Protestantismus von Anfang an gefehlt hat, auch in der katholischen Kirche, vorab bei vielen Theologen immer mehr abhanden oder ist schon ganz abhanden gekommen —, nicht zum Schaden der Heiligen, wohl aber zum Schaden des christlichen Lebens und seiner Stoßkraft in unserer Zeit.

„Der veruntreute Himmel“

Franz Werfel, einer größeren katholischen Öffentlichkeit durch sein „Lied der Bernadette“ bekannt, hat auch einen anderen Roman mit dem Titel „Der veruntreute Himmel“ geschrieben. Diesen auf den ersten Blick vielleicht nicht sofort verständlichen Titel hat er gewählt, um zu dokumentieren, daß in seinen Augen „der veruntreute Himmel“ als das Grundmanko, als der große Fehlbetrag, wie er sich ausdrückt, unserer Zeit angesehen werden

muß. Die schrecklichen Verirrungen und Untaten, die in unserem Jahrhundert in der Mitte Europas sich zugetragen haben, gehen für ihn wesentlich darauf zurück, daß der Himmel in der heutigen Zeit nicht mehr ernstgenommen wird.

Was da von der Zeit allgemein konstatiert wird, hat Geltung auch für die Christenheit im besonderen, nicht zum wenigsten für viele, ungezählt viele katholische Christen. Die Wirklichkeit des Himmels ist verblaßt, wenn nicht sogar ganz verschwunden; der Himmel hat keine Anziehungskraft mehr, er übt keinen Einfluß mehr aus auf die Gestaltung des Lebens. Man hat vom Himmel keine lebendige Anschauung, kein lebensvolles Bild mehr. Diese Einbuße steht ohne Zweifel mit der Vernachlässigung der Heiligen, mit ihrem Auszug aus der Kirche in engem Zusammenhang. Der Himmel des christlichen Glaubens schließt wesentlich die Heiligen ein. Er ist nicht allein Gemeinschaft mit Gott, sondern auch „Gemeinschaft der Heiligen“ untereinander. Fallen die Heiligen des Himmels, als einzelne wie als Gemeinschaft, mehr oder weniger aus, so ist es nicht verwunderlich, wenn der Himmel seine konkrete Anschaulichkeit einbüßt und dem Menschen nicht mehr sagt, was er sagen und besagen könnte, ja schließlich keinerlei Bedeutung mehr für das Leben in dieser Welt besitzt.

Die Heiligen im Himmel: vollendete Menschen

Dieses Verblässen der Wirklichkeit und Anschaulichkeit des Himmels ist freilich nicht zuletzt dadurch mitverursacht, daß die Theologie der Heiligenverehrung zu den am meisten vernachlässigten Stiefkindern der theologischen Forschung und Lehre an den theologischen Fakultäten und in den Priesterseminarien gehört und infolgedessen in der Pastoral nicht weniger stiefmütterlich behandelt wird. Was man in theologischen Abhandlungen über das Dasein der Heiligen im Himmel gelegentlich zu lesen bekommt, ist allzu sehr, ja einseitig von Begriffen wie „ewige Seligkeit“, „Genuß der Gottheit“, „ewige Ruhe“ bestimmt. In einem etwas vulgären Verständnis nimmt sich das Leben der Heiligen im Himmel wie eine Art gehobener, göttlich garantierter Ruhestand, ein nie endendes Pensionärsdasein aus, in dem alle Wünsche, die man haben darf, ihre Erfüllung finden. Es ist eigentlich nicht zu verwundern, wenn ein solcher Weise vorgestellter Himmel auf den modernen Menschen weiter keine Anziehungskraft ausübt. Der moderne Mensch hat sich als ein dynamisches Wesen entdeckt. Er hat damit entdeckt, was der Mensch schon immer war, weil er es kraft seiner Gottabbildlichkeit ist: ein Wesen, dessen zentrale Anlagen und Kräfte Freiheit, Liebe, Verantwortung und schöpferische Gestaltungsmacht heißen.

Wenn es schon zur natürlichen gottgewollten Entwicklung des Menschen

auf dieser Erde gehört, daß er seine Freiheit, seine Liebeskraft, seine Verantwortungsfähigkeit, seine schöpferische Gestaltungsmacht soviel wie möglich zur Auswirkung kommen lassen kann, so läßt sich die Vollendung, die ein Mensch im Himmel erfährt, nicht anders denken, als daß seine Freiheit, seine Liebe, seine Verantwortung, sein Gestaltungsvermögen dort zu ihrer vollen Entfaltung gelangen. Das darf man vor allem von den Heiligen sagen, deren Heiligkeit schon auf Erden in einem überdurchschnittlichen Maße der Verwirklichung ihrer Freiheit, Liebe, Verantwortung und schöpferischen Gestaltungskraft für Gott, für Gottes Reich und ihre Mitmenschen gesehen werden muß. Volle, höchste Entfaltung dieser wesentlichen Vermögen im Himmel kann nicht nur bedeuten, daß sie in den Heiligen lediglich als vollentwickelte Anlage vorhanden sind, sondern daß sie sich aktuieren können und tatsächlich aktuieren in entsprechenden Taten. Das aber bedeutet: Es ist unmöglich, sich die Heiligen im Himmel „im Ruhestand“, „außer Dienst“ zu denken. Sie sind im Himmel nicht regungslos untätig wie Statuen, die auf ein Postament gestellt worden sind und dort stehen, ohne sich zu rühren.

Diese Unmöglichkeit ergibt sich aus einer weiteren Überlegung: Die Heiligen im Himmel gehören zur Kirche; sie sind zu ihrer Vollentfaltung gelungene aktive, verantwortungsbewußte Glieder der Kirche.

Gliedschaft bedeutet Mitverantwortung

Gewiß hat das II. Vatikanische Konzil mit der Wiederentdeckung der Kirche als des pilgernden Gottesvolkes eine lange zu Unrecht verschüttete Dimension der Kirche von neuem sichtbar gemacht. Doch wird nicht selten in manchen Quartieren der Theologie, der Verkündigung und Publizistik der Aspekt der Kirche als der Pilgerin mit unbegründeter und unnötiger Einseitigkeit überbetont. So kommt z. B. häufig nicht genügend oder überhaupt nicht zum Ausdruck, daß die Sicht der Kirche als pilgerndes Gottesvolk den dieses Volk auf seinem Pilgerweg umsorgenden und führenden Gott einschließt, daß sein Gott der Emmanuel, der „Gott mit uns“ ist, der sein Volk nicht im Stich läßt, an den man sich wenden kann, der seine Führung durch Zeichen bekundet, nach denen man Ausschau halten kann und sich orientieren muß.

Eine andere Einseitigkeit ist darin zu erblicken, daß — vielleicht aus der begreiflichen Freude über die Wiederentdeckung des Aspektes der Pilgerin, vielleicht aber auch angeregt durch die gleichmacherischen Tendenzen unserer Zeit — andere, nicht weniger zutreffende Aspekte der Kirche in den Hintergrund getreten sind.

So ist die Kirche ja nicht nur Pilgerin auf dem Wege, sondern auch Kirche, die schon ans Ziel, in die ewige Heimat gelangt ist: in ihrem verklärten Stifter und Herrn und in den Heiligen, die bereits beim verklärten Herrn sind. Das Konzil selber hat sich in dieser Beziehung keiner einseitigen Betrachtung schuldig gemacht. Es hat klar und ausgewogen von der ganzen Kirche gesprochen, von der himmlischen und von der irdischen und von der Einheit, in der beide miteinander verbunden sind. Desgleichen hat das Konzil die Betrachtungsweise der Kirche als pilgerndes Gottesvolk ergänzt durch die paulinische Schau der Kirche als Leib Christi¹. Leib Christi ist aber nicht nur die pilgernde Kirche auf Erden; auch und gerade die Heiligen im Himmel gehören dazu.

Daraus darf man schließen: Wer an den Heiligen vorbeigehen zu können meint, verkürzt für sich die Wirklichkeit der Kirche nach einer gewiß nicht unwesentlichen Seite. Christliches Leben, das Leben mit der Kirche sein will, ob betrachtet als Volk Gottes oder als Leib Christi, muß auch Leben in und aus lebendiger Verbundenheit mit den Heiligen sein². Ebenso erkennt ein gläubiges Auge, daß die Glieder des Leibes Christi, die bereits zur himmlischen Kirche gehören, nicht von dem den ganzen Leib durchwaltenden Gesetz der Solidarität ausgenommen sind. Sie erfüllen vielmehr dieses Gesetz in ausgezeichnetem Maße: sie leiden mit den leidenden Gliedern und kommen als vollkommen gesunde Glieder den kranken, den schwachen und gefährdeten zu Hilfe. Eine Auffassung von der Kirche als Leib Christi, die eine solche lebendige Solidarität seitens der Heiligen nicht einschließt, müßte sich prüfen, wie ernst sie die Wahrheit von der Kirche als Leib Christi nimmt³.

¹ Die in „Neues Glaubensbuch“ (s. Besprechung in diesem Heft!) vorgetragene Meinung, das Konzil habe das Bild von der Kirche als Leib Christi auf den zweiten Platz verwiesen, dürfte sich aus dem Gesamt der Konzilstexte nicht begründen lassen. Neues Glaubensbuch, 2. Aufl., S. 646.

² Zur Begründung der Heiligenverehrung aus der Sicht der Kirche als Leib Christi hat der italienische Jesuit Paolo Molinari 1962 eine höchst lesenswerte Studie verfaßt, die 1964 unter dem Titel „Die Heiligen und ihre Verehrung“ bei Herder in deutscher Übersetzung erschienen ist.

³ Wenn es in „Neues Glaubensbuch“ S. 617 heißt: „Es gibt übrigens keine Lehrentscheidung der katholischen Kirche, daß der Christ verpflichtet ist, Maria zu verehren“, so gilt doch auch, was Pater Karl Rahner schreibt: „Die Heiligenverehrung der Kirche ist vielmehr ein unerlässliches Stück des Daseinsvollzuges der Kirche selbst, etwas was wirklich zu ihr als religiös-christlicher Wirklichkeit gehört ...“ in: Die Kirche der Heiligen (Schriften zur Theologie, Bd. III), S. 113. In einer Fußnote fügt Pater Rahner hinzu: „Ob der oder jener einzelne als Heiliger verehrt wird, von der Kirche oder einem einzelnen Christen, das mag (abgesehen von absolut zentralen Gestalten der Heilsgeschichte: Maria, der Täufer, die Apostel) Sache freier Wahl sein. Das kann aber nicht ausgedehnt werden auf die Heiligenverehrung im allgemeinen und ganzen ...“ Zitiert bei Molinari, S. 142.

Gott ist kein „Alleiner“

Die Abneigung gegen die Heiligenverehrung wird gewöhnlich damit begründet, daß diese Art von Frömmigkeit peripher sei und den christo- und theozentrischen Charakter, den christliche Frömmigkeit zumal in der Gegenwart zum Zwecke der Erneuerung der Kirche aufweisen müsse, beeinträchtige oder zerstöre. Über die Notwendigkeit der christo- und theozentrischen Ausrichtung der christlichen Frömmigkeit kann es selbstverständlich keinen Streit geben. Zu fragen ist aber, ob Christo- und Theozentrik der Frömmigkeit bedeuten muß, daß man sich z. B. in seinem Beten immer nur unmittelbar an Gott und niemals an einen Heiligen wenden dürfe. Steht hinter einer solchen Auffassung nicht, steuernd und bestimmend, die Vorstellung, daß Gott ein „Alleiner“ sei, d. h. daß er seine Beziehungen zu uns Menschen auch und gerade in der Dimension von Gnade und Erlösung so gestaltet, daß er alles alleine und unmittelbar selbst vollbringt, im besonderen unter Umgehung und Ausschaltung aller frei wirkenden Vermittler und Vermittlungen? Kann jedoch eine solche Vorstellung zu Recht den Anspruch erheben, dem Gott der Offenbarung und der Geschichte zu entsprechen? Erweist der Gott der Offenbarung und der Geschichte seine Göttlichkeit und göttliche Souveränität nicht gerade auf die Weise, daß er eben nicht alles unmittelbar selbst und alleine tun, sondern freie Geschöpfe mit ihrer Freiheit in seine Planungen und seinen Dienst zu nehmen weiß? Die Erfahrung des christlichen Lebens und die Geschichte der Kirche bestätigen offensichtlich, daß es sich so verhält.

Gott beruft immer wieder Menschen als Werkzeuge seiner Gnade, gibt ihnen eine Sendung und stattet sie entsprechend aus, daß sie gemäß ihrer Sendung als freie (wenn auch nicht total unabhängige) Ursachen zu wirken vermögen. Zumal die Heiligen sind solchermaßen von Gott berufene, gesandte und ausgestattete Menschen. Sollten sie aber die Sendung, die sie während ihres Lebens auf Erden hatten und verwirklichten, im Himmel, in ihrem Vollendungszustand, nicht weiter haben und erfüllen? Sollte Gott sie um seiner eigenen Ehre willen gleichsam in die Ecke stellen? Es dürfte für ein gläubiges Auge nicht schwer sein, zu erkennen, in welcher Vorstellung der Göttlichkeit Gottes mehr Rechnung getragen wird. Auffassung und Lehre der Kirche haben sich durch die Jahrhunderte unzweideutig dargetan. So sagt auch das II. Vatikanische Konzil: „Die Einheit der Erdenpilger mit den Brüdern, die im Frieden Christi entschlafen sind, hört keineswegs auf, wird vielmehr nach dem beständigen Glauben der Kirche gestärkt durch die Mitteilung geistlicher Güter. Dadurch nämlich, daß die Seligen inniger mit Christus vereint sind, festigen sie die ganze Kirche stärker in der Heiligkeit . . . und tragen auf vielfältige Weise zum weiteren Aufbau der Kirche bei . . . Sie hören nicht auf, für uns Fürbitte einzulegen . . . Durch ihre

brüderliche Sorge also findet unsere Schwachheit reichste Hilfe“ (Dogmatische Konstitution über die Kirche, Nr. 49). In diesem Text werden unsere Gedankengänge klar bestätigt und gut zusammengefaßt.

Die überragende Rolle Mariens

Die bisherigen Ausführungen gelten von allen Heiligen. Auf Maria, die Mutter unseres Herrn und Erlösers, treffen sie aber in überragender, ja in einzigartiger Weise zu. Wir können an dem zuletzt Gesagten anknüpfen: Die Sendung der Heiligen und ihre Verwirklichung hört mit ihrem Abschied von der Erde und ihrem Hinübergang in die himmlische Kirche nicht auf, im Gegenteil! Diese gläubige Überzeugung, angewandt auf Maria, machte, wie uns scheint, das Spezifische, sozusagen das Herzstück oder den innersten Nerv im Marienbild Pater Kentenichs aus. Die theologisch-wissenschaftliche Umschreibung, mit der Pater Kentenich seine Schau der Mariengestalt umriß, ist in der Schönstattfamilie hinreichend bekannt. Danach ist Maria die „einzigartig würdige bräutliche Dauergenossin und Dauergehilfin Christi, des Hauptes der ganzen Schöpfung, bei seinem ganzen Erlösungswerk“ (Exerzitien über den marianischen Priester 1941). An dieser Formulierung fällt auf und ist charakteristisch, daß Pater Kentenich Maria nicht einfach „Gottesgebärerin“, „Gottesmutter“ oder mit Scheeben, auf den er sich gerne und oft bezog, „bräutliche Gottesmutter“, sondern „Genossin“ und „Gehilfin“ Christi nennt. Ohne Zweifel findet in diesen Titeln die originelle Sicht Pater Kentenichs von der Gottesmutter ihren Ausdruck. Worauf es ihm aber noch mehr ankommt und was sozusagen die spezifische Differenz gegenüber Definitionen des „Personalcharakters“ Mariens durch andere Theologen ausmacht, das ist ihre Kennzeichnung als „Dauergenossin“ und „Dauergehilfin“ Christi bei seinem *ganzen* Erlösungswerk.

Für Pater Kentenich war die Rolle der Gottesmutter mit dem Ende ihres irdischen Pilgerlebens nicht zu Ende gespielt. Ihr Tod und ihre Aufnahme in den Himmel bedeuteten nicht Eintritt in einen wohlverdienten Ruhestand. Die Sendung Mariens *gilt weiter*, darum *geht auch die Verwirklichung ihrer Sendung weiter*. Mit den Augen des Glaubens glaubte Pater Kentenich erkennen zu können, daß die Wirksamkeit Mariens im Heilswerk ihres Sohnes im Laufe der Geschichte der Kirche sogar zunimmt und daß diese beständige Zunahme, die sich u. a. in der Entfaltung der dogmatischen Aussagen der Kirche über die Gottesmutter und damit in der Entfaltung der gläubigen Erkenntnis ihrer Wirklichkeit wie auch in der Entfaltung der marianischen Frömmigkeit bekundet, der Planung Gottes entspricht und auf seine Dispositionen zurückgeht.

Die Sendung Mariens war von Anfang an im Zusammenhang und auf Grund des Zusammenhangs mit der Sendung ihres Sohnes als Erlöser und Haupt der ganzen Schöpfung ebenfalls universell dem Raum und der Zeit nach. Das schließt ein, daß mit der Entfaltung der Kirche in Raum und Zeit sich auch ihr Interesse und ihre Initiative mitentfaltet; daß sie die Aufgaben, die der Kirche durch ihr Hineinschreiten in neue Räume und Zeiten zu wachsen, zu ihren eigenen Aufgaben macht; daß die Probleme und Leiden der Kirche ihre Probleme und Leiden sind. Pater Kentenich stand in dieser Hinsicht ganz auf dem Boden der kirchlichen Lehraussagen, wie z. B. der von ihm häufig zitierte Papst Leo XIII. sie vorgetragen hat: Mit der Aufnahme Mariens in den Himmel „begann sie nach göttlichem Ratschluß so über die Kirche zu wachen, so uns mütterlich Beistand und Gnade zu leihen, daß sie, begabt mit fast unermeßlicher Gewalt, die Ausspenderin der aus dem Geheimnis der Erlösung des Menschengeschlechtes für alle Zeit fließenden Gnade wurde, gleich wie sie einst die Helferin in Vollführung des Erlösungswerkes war“⁴.

Diese grundlegende Schau der Sendung und Rolle der Gottesmutter legte Pater Kentenich, soweit sich das bis jetzt feststellen läßt, ein erstesmal 1910, wenige Wochen vor seiner Priesterweihe in einem Vortrag ausführlicher dar. Der Vortrag bedient sich der damals üblichen Terminologie und Argumentationsweise. Der durchgehende klare und feste Grundgedanke aber, daß Maria gerade in ihrer himmlischen Existenzweise für das neue Gottesvolk auf seinem Weg durch die Geschichte bis ans Ende der Zeit wirksam ist, tritt deutlich hervor. Der Vortrag will einzig den Nachweis dieser Wirksamkeit Mariens erbringen⁵.

Nur im Horizont und auf dem Fundament dieser gläubigen Schau der Gottesmutter konnte Pater Kentenich am 18. Oktober 1914 den das Schönstattwerk begründenden Akt des Liebesbündnisses mit Maria setzen. Dieser Glaube an Maria als die in der Heilsplanung Gottes erwählte, von Gott ermächtigte Dauergenossin und Dauergehilfin Christi bei seinem ganzen Erlösungswerk ist eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Überzeugung von der Realität des Liebesbündnisses vom 18. Oktober 1914 und den darin geschehenen „Einbruch des Göttlichen“ in Schönstatt. Nur wer sich auf den Boden dieses Glaubens zu begeben vermag, hat Zugang zum Verständnis des Liebesbündnisses vom 18. Oktober 1914.

⁴ Enzyklika *Adiutricem populi*, zit. nach H. M. Köster, *Die Magd des Herrn*, 2. Aufl., Limburg 1954, S. 200.

⁵ Vgl. „Gestalt und Gestaltungsmacht Mariens“, *Regnum* 4/1972, S. 145–147.

Nur Fürbitte?

Wenn Pater Kentenich 1966 die bis dahin in der Schönstattfamilie gebräuchliche Anrufung „Dreimal wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt“ um den Titel „Siegerin“ erweiterte, so war es ihm zunächst um diese Schau der Gottesmutter, um dieses Herzstück des kirchlichen Marienbildes und der Marienverehrung zu tun. Siegerin heißt zunächst einmal: Maria kann in der Gegenwart tätig werden – Maria ist in der Gegenwart tätig! Sie ist nicht nur eine Gestalt der Vergangenheit, auf die man verehrend zurückschaut; sie ist auch eine einzigartige Gestalt und Gestaltungsmacht der jeweiligen Gegenwart, an die man sich wenden darf und die von sich aus aktiv zu werden vermag.

Worin ist diese Gestaltungsmacht im einzelnen zu sehen? In theologischen Abhandlungen, die man hierzu konsultiert, findet man gewöhnlich eine doppelte Antwort auf diese Frage: Die Gestaltungsmacht Mariens äußert sich in ihrer Vorbildlichkeit und in ihrer Fürbitte. Die exemplarische Vorbildlichkeit Mariens hat zuletzt wiederum das II. Vatikanische Konzil im Schlußkapitel der Kirchenkonstitution herausgestellt, indem es dort sagt, daß „die Kirche in der seligsten Jungfrau schon zu ihrer Vollkommenheit gelangt ist“ (Nr. 65), oder daß „die Mutter Jesu, im Himmel schon mit Leib und Seele verherrlicht, Bild und Anfang der in der kommenden Weltzeit zu vollendenden Kirche ist“ (Nr. 68). Hinsichtlich des Charakters und der Erklärung der Fürbittmacht der Gottesmutter trifft man speziell unter deutschen Theologen auf eine eher ängstlich-einengende Einstellung. So heißt es z. B. im Artikel „Heiligenverehrung“ der Neuauflage des Lexikons für Theologie und Kirche, Band 5, daß die Fürbitte der Heiligen nicht als eine neue geschichtliche Initiative zu verstehen, sondern „sachlich einfach die bleibende Gültigkeit ihres Lebens für die Welt vor dem Angesichte Gottes“ sei. Pater Molinari, der sich mit dieser Auffassung kritisch befaßt, erblickt dagegen in der Reaktion der Heiligen auf ihre Anrufung „ohne Frage eine neue Aktuation ihrer Liebe, und zwar eine Aktuation, die die Heiligen in dieser Form während ihres Erdenlebens weder hatten, noch haben konnten“⁶. Die Vorstellung des Lexikons für Theologie und Kirche meint offenbar den Heiligen – und damit auch der Gottesmutter – in ihrer himmlischen Daseinsweise nicht die Möglichkeit eines neuen Aktivwerdens, einer neuen Initiative in Richtung auf die pilgernde Kirche und die Menschen im Pilgerstande zubilligen zu dürfen.

Anders – im Einklang mit Lehre und Praxis der Kirche – Pater Kentenich. Für ihn gab und gibt es seitens der Gottesmutter zugunsten der Menschen

⁶ Molinari, S. 126, Anm. 98.

im Erlösungswerk ihres Sohnes nicht nur die Initiative der Fürbitte bei Gott. Sie kann ihre Initiative auch auf andere Weise den Menschen zuwenden. Sie kann, wie die Geschichte der Kirche ausweist, etwa einen bestimmten Ort zum Ort ihrer Wirksamkeit erwählen; sie kann Menschen erziehen, sie auf Christus hin formen und gestalten, zum Streite für die Sache Gottes führen, unter ihren Schutzmantel nehmen, die Herzen einigen, sie mit Schicklichkeit und Großmut erfüllen, der teuflischen Schlange den Kopf zertreten, ihr marianisches Reich erbauen, um dadurch das Kommen des Reiches Christi zu beschleunigen usw. Pater Kentenich hatte auch keine Schwierigkeiten — anders als ein Theologe, der auf die Wendung in der Lebensweihe Josef Englings: „Wenn es sich mit deinen Plänen vereinigen läßt, laß mich ein Opfer werden“ unwillig bemerken zu müssen meinte: „Die Muttergottes hat keine Pläne!“ —, von „Plänen“ Mariens zu sprechen. Wenn Gott es schon zuläßt, daß wir Menschen hier auf Erden Pläne entwerfen, die doch so oft weder mit den Plänen Gottes übereinstimmen noch zu unserem eigenen Besten sind, wie sollte er dies seinen Heiligen im Himmel verwehren, von deren Plänen nicht mehr zu befürchten ist, daß sie seinen göttlichen Plänen zuwider sind! Was die Heiligen, allen voran die Mutter des Herrn, im Himmel an Initiative entwickeln und entfalten, geschieht im vollsten Einklang mit Gott und in gänzlicher, habitueller wie aktueller Abhängigkeit von ihm, d. h. in einer Haltung, die nichts anderes als vollkommenes, existentielles Gebet ist.

Siegerin und Zeichen des Sieges

Durch die Proklamierung der Gottesmutter als Siegerin wollte Pater Kentenich freilich nicht nur auf ihre immer gegenwärtige Gestaltungsmacht hinweisen, sondern zugleich hervorkehren, daß ihre Gestaltungsmacht, seit sie mit Leib und Seele an der Herrlichkeit ihres Sohnes teilhat, eine siegreiche, und zwar immer, in allen Lagen und Zeiten siegreiche Gestaltungsmacht ist. Bereits in dem erwähnten Vortrag aus dem Jahre 1910 zitiert er das bekannte Wort: „Du allein hast alle Häresien in der Welt überwunden.“ Er wiederholt dieses Wort 1939 in der Zweiten Gründungsurkunde und fügt dort, es aktualisierend, hinzu, er hoffe, Schönstatt werde die Zeit mitheraufführen helfen, in der die Kirche mit Recht singen könne: „Du hast auch die anthropologischen Häresien der Neuzeit überwunden und eine Neuordnung der christlichen Gesellschaft herbeigeführt.“ Schließlich nimmt er das Wort in sein „Testament“, in die Grußbotschaft zum Katholikentag 1968 in Essen, auf. Die Gottesmutter war und bleibt durch alle Jahrhunderte das „große Licht-, Kampf- und Siegeszeichen“. Wer unter ihrem Banner kämpft, wird immer auf der Seite stehen, die den Sieg davonträgt.

Bei der Ausrufung der Gottesmutter zur Siegerin stand Pater Kentenich zutiefst und eigentlich ihre Wirksamkeit und Gestaltungsmacht als Dreimal wunderbare Mutter von Schönstatt vor Augen. In der Schönstattgeschichte hatte er zusammen mit der Schönstattfamilie in unübersehbarer und beeindruckender Weise das Eingreifen Mariens, ihre sieghafte Initiative und Liebe erfahren. Für einen Kenner der Schönstattgeschichte genügt es, an den ersten Gründungsabschnitt in der schweren Zeit des Ersten Weltkrieges mit seinen bescheidenen, vielfach brüchigen ersten Mitarbeitern oder an die Jahre der Bedrückung und Verfolgung durch den Nationalsozialismus, mit dem Gründer im Konzentrationslager, oder an die Kreuzwegstationen der vierzehn Verbannungsjahre 1951 bis 1965 zu denken. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Schönstatt durch diese Zeiten der Prüfung und Auseinandersetzung, in denen die Dinge jahrelang auf Messers Schneide standen und es sozusagen um Kopf und Kragen ging, nicht nur irgendwie hindurchkam, sondern bei alledem die ursprüngliche Konzeption des Gründers durchhielt, daß es nach innen und außen sogar ein beständiges Wachstum verzeichnen konnte, dann begreift ein gläubiger Christ, daß die Erklärung dafür nicht allein in den beteiligten menschlichen Kräften gesucht werden kann, daß vielmehr höhere Mächte am Werk gewesen sein müssen. Pater Kentenich selber hat es nie an dem Zeugnis fehlen lassen, daß die Schönstattgeschichte zutiefst nur aus der sieghaften Wirksamkeit der Gottesmutter zu verstehen ist. In den dunkelsten Stunden des Werkes betete er deshalb, Gott möge die Dinge so gestalten und lenken, daß bei ihrem guten Ausgang niemand zweifeln könne, wem die Ehre dafür gebührt: der Mutter des Herrn.

Ein Letztes ist noch anzumerken: Wenn die Schönstattgemeinschaften aus aller Welt sich aufmachen, die Dreimal wunderbare Mutter und Königin als Siegerin zu krönen, dann bekennen sie sich nicht nur zu dem darin angesprochenen Bild der Gottesmutter; sie bekunden nicht nur den schuldigen Dank für die erfahrene siegreiche Führung; sie stellen sich — und darauf kommt es in der Gegenwart besonders an — in die Wirklichkeit, die mit der Anerkennung der Gottesmutter als Siegerin signalisiert wird, um auch künftighin in dieser Wirklichkeit zu leben und aus ihr heraus ihren weiteren Einsatz für Kirche und Welt zu gestalten. Gerade als Siegerin, wie Pater Kentenich sie geschaut und gekündet hat, ist Maria das „Zeichen der sicheren Hoffnung und des Trostes“, das dem wandernden Gottesvolk voranleuchtet (Kirchenkonstitution Nr. 68). Mehr als strukturelle Reformen tut dem Gottesvolke heute der Glaube an seine unersetzliche Sendung und die Hoffnung auf den Sieg der Sache Gottes not. Mit Maria, der Siegerin, läßt sich hoffnungsfreudig und siegesgewiß in die neueste Zeit ziehen und mutig an ihrer Gestaltung wirken. Das war die Überzeugung, die Pater Kentenich

seiner Gründung vermitteln und durch sie in die Kirche leiten wollte. Zu dieser Überzeugung bekennt sich die Schönstattfamilie in der beabsichtigten Krönung.

Mit Maria für den Glauben der jungen Generation

Ein Hirtenbrief der polnischen Bischöfe

Vorbemerkung: Der Festtag der Muttergottes von Tschenstochau am 26. August hatte im vergangenen Jahr für die polnischen Katholiken eine besondere Bedeutung. Zirka 300 000 Pilger aus allen Teilen Polens waren zur Jasna Gora, zum Hellen Berg, gekommen. Der gesamte polnische Episkopat war zur Stelle. Am gleichen Tag wurde von allen Kanzeln des Landes ein gemeinsamer Hirtenbrief der polnischen Bischofskonferenz verlesen. Der Primas von Polen, Kardinal Stefan Wyszynski, hielt vor den Pilgern beim Heiligtum der Schwarzen Muttergottes eine Predigt, die er sorgfältig vorbereitet hatte. Der Kardinal rief das polnische Volk auf, den Plänen der kommunistischen Regierung für eine Schulreform energischen Widerstand entgegenzusetzen. Den gleichen Aufruf enthielt der Hirtenbrief, der wie die Predigt des Kardinals nichts an Schärfe und Deutlichkeit zu wünschen übrig ließ. Dem kommunistischen Regime Polens ist das unvermindert starke Leben des katholischen Volkes und besonders die erfolgreiche Tätigkeit der Kirche unter Kindern und Jugendlichen schon von jeher ein Dorn im Auge. Um den religiösen Einfluß auf die Kinder und Jugendlichen endlich entscheidend zu schwächen, haben die kommunistischen Behörden in nicht ungeschickter Weise die Einrichtung von Mittelpunkt- und Ganztages-schulen geplant und bereits in einen Gesetzesvorschlag gefaßt. Sie bringen damit die Kirche in ein Dilemma: Lehnt die Kirche den Reformplan ab, so muß sie fürchten, als rückschrittlich verschrien zu werden und die nötige Verbesserung der Ausbildungschancen der polnischen Jugend zu sabotieren. Sagt sie ja zur Reform, wie die Regierung sie durchführen möchte, dann beraubt sie sich der Möglichkeit des Religionsunterrichts, weil Kinder und Jugendliche die meiste Zeit des Tages in der Schule sind, ja sie liefert die Kinder einer intensiveren kommunistischen Indoktrinierung aus. In dieser schwierigen Situation beschlossen die polnischen Bischöfe, sich an das Volk zu wenden, um es auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen und

seine Verantwortung zu mobilisieren. Wie die neuerliche Kraftprobe ausgehen wird, ist im Augenblick noch nicht zu erkennen. Wir veröffentlichen im folgenden den Hirtenbrief der polnischen Bischöfe zum 26. August 1973, einmal um auf die schwere Lage der polnischen Katholiken aufmerksam zu machen, sodann aber auch, um die marianische Haltung und Strategie der polnischen Bischöfe ins Licht zu rücken.

Geliebte Kinder des polnischen Gottesvolkes!

Zur Feier der Muttergottes vom Hellen Berg (Jasna Gora) möchten wir Euch noch einmal auf die neue Gefahr aufmerksam machen, die der jungen Generation in unserem christlichen Vaterland droht. Diese Gefahr verbirgt sich in dem geplanten Erziehungsprogramm, in dem Sejmbeschluß vom April dieses Jahres.

Das neue Erziehungsprojekt verletzt die Rechte der Familien des katholischen Volkes

Wie wir die Gläubigen schon im Communiqué sowie in dem am 3. Juni dieses Jahres verlesenen Brief unterrichtet haben, ist der obengenannte Beschluß eigentlich ein Aufruf zur Diskussion über das geplante Programm. Im Zusammenhang mit diesem Aufruf zur Diskussion über das System zur Erziehung der Jugend, die zum überwiegenden Teil katholisch ist, stellen wir mit großem Schmerz fest, daß in dem neuen Projekt alles so gefaßt ist, als gäbe es in Polen keine gläubigen Katholiken, als gäbe es keine christliche Vergangenheit unseres Vaterlandes, als hätte die Kirche in der Geschichte der Nation und im Werk der Erziehung keine Rolle gespielt, als wären die Katholiken bei der Aufbauarbeit des heutigen Polens nicht dabei.

Solche Absichten können zu einer Vergewaltigung der grundlegenden Rechte der menschlichen Person auf Gewissens- und Religionsfreiheit werden, eine Freiheit, um die das Zweite Vatikanische Konzil im Dokument „Über die Religionsfreiheit“ so gekämpft hat und die uns in Polen durch die Verfassung der Volksrepublik Polen und durch die Pariser Deklaration über Erziehung garantiert wird. Wir können also nicht schweigen! Staatliche Gesetze dürfen nicht gegen Gottes Gesetz sein, denn dann binden sie nicht im Gewissen. Deshalb sprechen wir offen darüber, denn dies ist eine gemeinsame Sache der Gläubigen der Kirche Christi — die Sache der Bischöfe und Priester, der Eltern und Kinder. Unsere heilige Pflicht ist es, alles zu tun, damit die Erziehung der polnischen Jugend mit den religiösen Überzeugungen der ganzen katholischen Bevölkerung in Einklang steht.

Katholische Eltern! Seid Ihr Euch im klaren, wozu das neue Schulerziehungsprojekt für Eure Kinder und die geplante Ausweitung der Stunden, in denen sie zwangsweise nachmittags im Schulgebäude sein müssen, führen? Wir fürchten, daß es nicht darum geht, Euch, die Ihr durch die Berufsarbeit ermüdet seid, zu helfen und Euch zu entlasten, sondern darum, den Erziehungseinfluß auf die junge Generation an sich zu reißen, kurz: um das Monopol der atheistischen Erziehung. Eure Kinder, mehr als 10 Stunden täglich von daheim abwesend und der elterlichen Fürsorge beraubt, werden nach materialistischen Prinzipien geformt und der größten Gefahr ausgesetzt werden — dem Verlust des Glaubens. Ihr könnt Euch damit nicht abfinden! Es sind doch Eure Kinder! Ihr habt ein natürliches Recht auf ihre Erziehung entsprechend Euren religiösen Überzeugungen und elterlichen Pflichten. Die katholische Bevölkerung kann sich damit nicht abfinden. Die Schule ist eine Schule des Volkes, sie gehört der Nation, der Familie und der Bevölkerung, nicht aber dieser oder jener Partei, Sekte oder Gruppierung, die sich mit einem unrühmlichen, ja sogar für Nation und Staat feindlichen, schädlichen Werk beschäftigt: dem Versuch, den Glauben aus den Herzen der Kinder und Jugendlichen zu reißen. Die Schule ist die Stätte gemeinsamen Einwirkens aller Erziehungsfaktoren, besonders der Eltern (siehe „Die Erklärung über die christliche Erziehung“ des Konzils Nr. 3, Nr. 6).

Der Sejmbeschluß über die sozialistische Erziehung ist noch nicht Gesetz. Wenn er es einmal würde, könnte er der Nation unberechenbaren Schaden zufügen. Überlegen wir, was unsere Kinder statt der unvergänglichen göttlichen Werte in der geplanten Erziehung ohne Gott erhalten werden. Welche moralischen Prinzipien sollen die Grundlage dieser Erziehung sein? Welche Werte soll sie aufweisen?

Leider gibt es keine Antwort auf diese Fragen. Und es kann sie nicht geben. Denn wodurch sollen die auf der Lehre Christi gründenden, unveränderlichen Prinzipien christlicher Erziehung und die herrlichen Vorbilder aus der christlichen Vergangenheit unserer Nation ersetzt werden?

Wir können uns die Erziehung der Kinder und Jugendlichen ohne das Vorbild Christi und Seines Evangeliums nicht vorstellen, ohne das allgemeine Gesetz der Gottes- und Menschenliebe, ohne den Geist des Opfers und der Aufopferung, ohne die dienende Haltung gegenüber dem Nächsten. Wir können uns nicht vorstellen, daß wir uns ohne Schaden für die Nation je dieser moralischen, religiösen und kulturellen Werte entledigen könnten, in denen wir durch zehn Jahrhunderte gesegneten Einflusses des Evangeliums Christi gewachsen sind. Dieses Evangelium war es, das unserer Nation ein tief humanistisches, menschliches, bürgerliches und soziales Antlitz gab.

Wir können uns keine Erziehung vorstellen ohne die Vorbilder, die unsere christliche Haltung formten, ohne das Vorbild Jesu Christi, des Lehrers der Wahrheit und Liebe, der am Kreuz sein Leben hingab für die Menschen, und ohne das Vorbild seiner Mutter, der opferbereiten Dienerin des Herrn. Lebendig sprechen zu uns die Vorbilder der großen Heiligen und Helden, die auf polnischer Erde aus dem Geiste des evangelischen Opfers, des Dienstes und der brüderlichen Liebe gewachsen sind.

Deshalb ist es für uns unerhört schmerzhaft, daß vor unseren Augen der Eckstein des Aufbaus in Christus von den Erbauern des sogenannten „neuen“ oder „zweiten“ Polens verworfen wird. Wir wissen gut, daß es nur ein einziges Polen gibt! Ein und das gleiche Polen seit vorhistorischen Zeiten bis zum heutigen Tag. Ihm gehört unsere Liebe, unser Dienst, unser Opfer, ja sogar unser Tod, wenn Gott dies verlangen wird. Aber damit wir immer dazu bereit seien, brauchen wir die Einheit in Christus und in der Kirche. Die Nation ist stark im Glauben, nicht aber im Unglauben, denn nur eine gläubige Nation weiß, was sie will. Deshalb bitten wir alle, von denen dies abhängt, sie mögen unsere Einheit im Glauben nicht zerstören, denn das ganze Volk wünscht die Einheit in Christus und in seiner Kirche!

Schild des Glaubens der kommenden Generation ist der Millenniumsakt der Weihe Polens an Maria

Geliebte Kinder Gottes! Wir stellten Euch die Gefahr einer Erziehung ohne Gott vor, wir zeigten die Gefahr, die dem Glauben an Christus und unserer tausendjährigen christlichen Kultur droht. Wir sprechen davon, um Euch empfindsam zu machen für die Bedrohung der jungen Generation. Es gibt keine Macht der Erde, die ohne Vergewaltigung der Freiheit den Eltern das Recht auf Erziehung ihrer Kinder in religiösem Geiste verweigern könnte. Wenn also irdische Möglichkeiten versagen, müssen wir uns an Gott selber wenden, damit er uns in Schutz nimmt. Ohne deshalb die zulässigen Mittel der Verteidigung zu vernachlässigen, rufen wir in der schwierigen Lage Euch alle zu gemeinsamem Gebet auf, ja sogar zur Buße und zur Genugtuung für Nachlässigkeiten im Glauben.

Es gibt Situationen, die wir in der Geschichte mehrmals erlebt haben und in denen wir gegenüber der Gewalt hilflos sind. Dann muß man Gott mit einem Glauben anrufen, der den Himmel durchstößt, und um Rettung flehen. Und am schnellsten werden wir erhört, wenn wir Gott durch die allerliebste Mutter Seines Sohnes, die fürbittende Allmacht, anrufen, der Christus nie etwas versagt. Wir berufen uns auf unser Bündnis mit Maria,

auf den Millenniumsakt der Weihe Polens an Ihre mütterliche Gefangenschaft der Liebe!

Mit diesem Akt an der Schwelle des neuen Jahrtausends sicherten wir den Schatz des heiligen Glaubens der Nation und besonders den Glauben kommender Generationen, der in den Händen der heiligsten Mutter liegt. Wir – Bischöfe, Priester und Vertreter des Volkes – riefen damals:

„Wir möchten heute gemeinsam die heilige Kirche für das zweite Jahrtausend sichern und den unversehrten Schatz des Glaubens an die kommenden Generationen des jungen Polens weitergeben (. . .). Wir wollen alles tun, was Du verlangst, sofern nur Polen für alle Jahrhunderte den makellosen Schatz des heiligen Glaubens bewahrt und die Kirche in unserem Vaterland sich der ihr gebührenden Freiheit erfreut.“

„Schild des Polnischen Königreiches ist Maria vom Hellen Berg“, rief einst der Verteidiger des Hellen Berges, Pater Augustyn Kordecki². Der Schild für den Glauben unseres Volkes in der heutigen Zeit ist das heroische Vertrauen auf die Mutter Christi. Deshalb schicken wir polnischen Bischöfe in einer Zeit, da unser Glauben und die Rechte des katholischen Volkes bedroht sind, Euch allen in Eure Pfarrkirchen und Kuratien, zu den Ordensfamilien und den Zentren der Studentenseelsorge den Millenniumsakt der Weihe (an Maria). Das soll Euch Schild und Schutz sein! Wir bitten Euch, nehmt ihn mit lebendigem Glauben und unbegrenztem Vertrauen auf die heiligste Mutter an.

Vom heutigen Tage bis zum Christkönigsfest werden zum Kloster auf dem Hellen Berg (in Tschenstochau) Pfarrdelegationen kommen, die vor dem Wunderbaren Bild den Akt der Weihe Polens (an die Muttergottes) feiern. Im Heiligtum auf dem Hellen Berg wird im Laufe der nächsten drei Monate ein Ewiges Gebet zur Mutter der Kirche gehalten werden. Im Laufe des Tages werden Eure Pfarrabteilungen dort beten, und in der Nacht werden die polnischen Orden dort wachen.

Das Gebet um die Bewahrung des Glaubens wird in dieser Zeit in ganz Polen andauern. Sein für Euch wichtigster Moment wird der Tag sein, an

¹ Millenniumsakt: 1966 beging die katholische Kirche in Polen die Tausendjahrfeier (= Millennium) der Christianisierung des Landes. Höhepunkt der Feier war die Weihe des Landes und Volkes an Maria im Heiligtum von Tschenstochau, in der das zweite Jahrtausend der christlichen Geschichte Polens dem Schutz der Gottesmutter anvertraut wurde.

² Prior Augustyn Kordecki verteidigte 1655 das Kloster auf der Jasna Gora erfolgreich gegen die Belagerung durch die Schweden, so daß es die einzige Festung des Landes war, die sich nicht ergab. Daraufhin wurde die Gottesmutter 1656 zur Königin von Polen proklamiert.

dem der Millenniumsakt der Weihe vom Hellen Berg in Euer Gotteshaus gebracht wird.

Geliebte Eltern, Erzieher, geliebte Kinder und Jugendliche! Kommt an dem Tage, den Eure Seelsorger Euch nennen, in die Gotteshäuser. Euer inbrünstiges Gebet sei ein Ausdruck Eurer Überzeugungen, die im neuen Erziehungsprojekt nicht berücksichtigt werden. Möge dies unser nationales „Referendum“ sein, in dem wir deutlich sagen, welche Erziehung wir für unsere Kinder und Jugendlichen wünschen.

Nach dem Gebet der ganzen Pfarrei werden wir den Millenniumsakt der Weihe erneuern, den Akt der Hingabe „alles dessen, was Polen darstellt“, in die mütterliche Gefangenschaft der Mutter Gottes und der Menschen. Wir werden Sie anflehen, Sie möge uns zu Hilfe kommen und den Glauben der jungen Generation an Ihren göttlichen Sohn, Jesus Christus, retten; Sie möge unser Recht auf katholische Erziehung des jungen Polens verteidigen.

Jeder von uns nimmt persönlich teil am Millenniumsakt

Liebste Kinder! Man darf es jedoch nicht bei einem einmaligen Gebet bewenden lassen. Wir alle müssen uns verantwortlich fühlen für das weitere Schicksal des Millenniumsaktes und für seine Verwirklichung im Leben der Nation. Zu diesem Zweck muß sich jeder von uns persönlich für dessen Verpflichtungen einsetzen.

Deshalb bitten wir Euch, weihet Maria nicht nur Polen im Millenniumsakt, sondern weihet Euch selbst für den Glauben der Kinder und Jugendlichen, damit Maria Euch für die Sache einsetzen kann, um die wir gemeinsam bitten. Werdet selbst zu Helfern der Mutter der Kirche, die bereit sind, mit Ihr zur Rettung des Glaubens des jungen Polens zusammenzuwirken. Häufig, wenigstens einmal täglich, erneuert diesen Akt Eurer völligen Hingabe an Sie mit eigenen Worten und dürstendem Herzen.

Alles, was immer Ihr Eltern tut, legt in Ihre Hände zur Verteidigung des Glaubens Eurer Kinder und Jugendlichen. Und Ihr Jungen, betet für Eure Kameradinnen und Kameraden, denen Ihr dabei helfen müßt, Treue zu Christus und Seiner Mutter zu bewahren. Füllt die Hände Mariens mit guten Taten, mit Gebeten und Opfern. Besonders die Kranken und Leidenden mögen ihre Leiden, ihre freiwilligen Opfer und Entsagungen in die Hände der Schmerzhaften Muttergottes zugunsten der Kinder und Jugendlichen legen.

Vor allem aber bitten wir Euch, schenkt Eure größte Sorge und Mitarbeit dem Werk der religiösen Unterweisung der Kinder und Jugendlichen. Das

wird der aktivste Beitrag zum Millenniumsakt sein. Möge die katechetische Arbeit Eurer Freunde — der Seelsorger und Religionslehrerinnen — von Eurer Mitarbeit und Freundschaft begleitet sein. Nehmt Euch der katechetischen Zentren an, als sei es Euer Eigentum, in dem Ihr dem Lehrer der Wahrheit begegnet.

Ladet in die Kapellen und Religionsräume die Mutter des fleischgewordenen Wortes ein. Vor dem Religionsunterricht betet für jene, denen der Glaube, die Liebe zu Gott und Gewissenhaftigkeit fehlen. Singt oft während des Religionsunterrichtes die Hymne: „Wir wollen Gott.“

Wenn Ihr, geliebte Kinder Gottes, so handelt, werdet Ihr alle zu Helfern der heiligsten Mutter bei Ihrer mütterlichen Aufgabe für die Kirche und die Nation und besonders für die junge Generation. Wenn Maria so viele Helfer hat, wird Sie den Sieg davontragen. Wir werden die Herrschaft Christus des Königs im Familienleben, im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben beschleunigen. Wie notwendig ist das doch jetzt, wo so viele Menschen sich darum bemühen, den Namen Gottes vom polnischen Land, aus den Schulen, den Fabriken, den Arbeitsstätten, ja sogar aus den Häusern der Familien zu tilgen und die sogenannte „weltliche Kultur“, d. h. ganz einfach die Gottlosigkeit, zu propagieren!

Zu diesem nationalen Referendum des Gebets mit Christus und Seiner Mutter für die Bewahrung des Glaubens des jungen Polens, zu dem gemeinsamen Ruf „Wir wollen Gott“ segnen wir Euch.

Der Gründungsakt Schönstatts als geschichtsschöpferisches Ereignis

Von Franz Lüttgen

Am 18. Oktober dieses Jahres werden es sechzig Jahre her sein, daß Pater Kentenich seinen ersten Vortrag im alten Michaelskapellchen zu Schönstatt gehalten hat. Nicht umsonst ist dieser Vortrag später für so wichtig angesehen worden, daß er als „Gründungsurkunde“ in die Geschichte Schönstatts eingegangen ist. Die Umstände, die zu diesem Ereignis geführt haben und es „geschichtsschöpferisch“ im besonderen Sinne werden ließen, sollen hier betrachtet werden. Damals wurde zwischen diesseitigen und jenseitigen Partnern eine Verbindung eingegangen, die wir als „Liebesbündnis“ kennzeichnen. Das Entscheidende daran, weshalb dieses Ereignis geschichtsschöpferisch werden konnte, ist der Eingriff jenseitiger Mächte durch die Gottesmutter, die ihre heilsgeschichtliche Sendung von Schönstatt aus in unsere Zeit und in die Zukunft hinein realisieren will.

Um die historische Bedeutung dieses Ereignisses würdigen zu können, muß man einerseits seine Vorgeschichte und andererseits sein Fortwirken in der Geschichte kennen. Letzteres ist zum großen Teil bekannt und an vielen Lebensäußerungen erkennbar. Verglichen damit ist die Vorgeschichte des 18. Oktober 1914 ein weniger bekanntes, ja unbekanntes Land, in das vorzustoßen manche Schwierigkeiten beinhaltet. Dabei geht es in der Hauptsache um die geistig-religiöse Entwicklung des Schülers, Studenten und jungen Priesters Joseph Kentenich, von der er selber später nur vereinzelt den Schleier etwas wegzog.

Im ersten Teil des vorliegenden Beitrags geht es also um diese Vorgeschichte des Gründungsaktes Schönstatts. Dabei wird der Versuch unternommen, einige Aspekte der inneren Entwicklung Pater Kentenichs nachzuzeichnen, und zwar unter den Stichworten Vorsehungsglaube, Erziehungsziel und Liebesbündnis. Im zweiten Teil, der sich mit dem Ereignis des 18. Oktober 1914 selbst beschäftigt, soll am Text der Gründungsurkunde aufgezeigt werden, wie im Gründungsakt Schönstatts ein originelles Erziehungsziel und der Glaube in der Form des praktischen Vorsehungsglaubens mit dem Liebesbündnis eine lebensmäßige Einheit eingegangen sind, so daß ein Lebensvorgang zustandekam, der einen Lebensstrom aus sich entließ, wie er in der Geschichte der Kirche bisher wohl einmalig ist.

1. Geistige Vorbereitung des jungen Joseph Kentenich

Über die Jugendzeit Pater Kentenichs sind bisher nur wenige Quellen zugänglich. Wir können jedoch auf eine Reihe von Selbstaussagen aus allerdings z. T. viel späterer Zeit zurückgreifen. Diese ergeben ein einheitliches Bild. Es läßt sich nämlich zeigen, daß eine klare Linie das Denken Pater Kentenichs von den ersten verfügbaren Äußerungen bis zu seinem Tode durchzieht und beherrscht. Deshalb können wir uns auf solche Texte stützen, auch wenn darin mit Begriffen operiert wird, die erst Jahre oder Jahrzehnte später im Raume der Schönstattfamilie zum expliziten Gebrauch gelangt sind. Am Begriff „Liebesbündnis“ läßt sich das besonders klar zeigen.

Als Ausgangspunkte kann man zwei Grundbefindlichkeiten nennen, die irgendwie in der Veranlagung Pater Kentenichs liegen müssen: ein Erziehungsziel und der praktische Vorsehungsglaube.

Über das Erziehungsziel spricht Pater Kentenich wie von einer eingeborenen Idee: „Was mir von Kindheitstagen vor Augen schwebte, ist der neue Mensch in der neuen Gemeinschaft. Soweit mein Bewußtsein geht, war mir das immer klar und selbstverständlich gewesen: den neuen Menschen zu schaffen, der nicht von äußeren Phrasen abhängig ist, der sich von innen entscheidet, der seinen Weg geht, frei von äußerem Drill. Das war einfach ein Stück meiner Persönlichkeit, das ist einfach so in mich hineingekommen“ (zitiert nach: *Regnum* 3, 1968, 29).

Was er später unter der Kategorie des Vorsehungsglaubens als aktiven Vorsehungsglauben faßte, scheint er schon von früher Jugend an geübt zu haben: „Für mich persönlich ist der Vorsehungsglaube mit seinem göttlichen Spürsinn und seiner übernatürlichen Instinktsicherheit von Anfang an schlechthin *die* Luft gewesen, in der ich gelebt und gewirkt und aus der ich Zusammenhänge gesehen und getroffen habe. Allezeit ist er für mich das Signal geblieben, das mir göttliche Planungen entschleierte und mich zu ihrer wagemutigen Verwirklichung angeregt und ermuntert hat — und das alles in einem Ausmaße, daß mir gewagteste Todessprünge für Verstand, Wille und Herz, die unzertrennlich damit verbunden zu sein pflegen, fast wie zu einer zweiten Natur geworden sind“ (*Chronik-Notizen* 1957/58, 646).

Ein drittes Element, das die geistige Entwicklung Pater Kentenichs bestimmt hat, ist die Weihe an Maria. Die meiste Zeit seiner Kindheit hatte er bei seinen Großeltern in Gymnich und ein halbes Jahr mit seiner Mutter in Straßburg gewohnt. Als er neun Jahre alt war, mußte ihn seine Mutter in ein Waisenhaus nach Oberhausen geben. Dabei weihte sie ihn der Gottesmutter (vgl. *Unter dem Schutze Mariens*, Paderborn ³1940, 229 f.). Der Junge vollzog die Weihe in einer Weise mit, daß er vierzig Jahre später sagen

konnte: „Was geworden, was durch mich geworden, . . . ist geworden durch unsere Dreimal Wunderbare Mutter von Schönstatt. Sie hat mich persönlich geformt und gestaltet von meinem neunten Lebensjahr an. Meine Erziehung war lediglich ein Werk der Gottesmutter ohne jeden tiefergehenden menschlichen Einfluß“ (Vortrag vom 15. 8. 1935). Mit dieser Weihe trat als eine dritte Grundbefindlichkeit in das Leben Joseph Kentenichs das hinein, was er später als Liebesbündnis bezeichnet hat. Diesen drei Elementen des Vorsehungsglaubens, des Erziehungszieles und des Liebesbündnisses soll im folgenden nachgegangen werden.

In den Jahren von 1894 bis 1912 (1894—1899 Vinzenzschule Oberhausen, 1899—1904 Missionsschule Ehrenbreitstein, 1904—1906 Noviziat Limburg, 1906—1911 philosophische und theologische Studien und Priesterweihe, 1911—1912 Lehrer in Ehrenbreitstein) muß man sich Pater Kentenich als einen hochbegabten Schüler und Studenten vorstellen, den auch seine Lehrer nicht immer verstanden. Damit hat es wohl zu tun, wenn einmal auf einem seiner Zeugnisse die Bemerkung steht: „Der Schüler zeigte öfters ein eingebildetes und hochmütiges Wesen.“ Er wurde nicht verstanden und konnte seine Probleme nicht verständlich machen. Das führte zu einer krampfhaften geistigen Einstellung (vgl. Studie 1949, 100). Am 11. 12. 1916, also nur wenige Jahre später, schrieb er über diese Zeit:

„Darf ich einmal ein wenig den Schleier von meiner Vergangenheit lösen? Von meinem Eintritt ins Noviziat bis zu meiner Priesterweihe und noch etwas darüber hatte ich *ständig* die wahnsinnigsten Kämpfe zu bestehen. Von innerem Glück und Zufriedenheit nicht die geringste Spur. Ich wurde von meinem Seelenführer nicht verstanden und hatte bei meiner ungesunden rationalistisch-skeptischen Gedankenrichtung nur geringen übernatürlichen Halt. Das waren wahnsinnige innere und äußere, will sagen geistige und dazu noch körperliche Leiden.“

Pater Kentenich machte also als Student eine geistige Krise durch, in der er bis zum letzten die Frage nach der absoluten Wahrheit durchgekämpft hat. Die Klärung fand er darin, daß ihm die objektive Stellung Mariens als „Waage der Welt“ und als „exemplarische Zweitursache“ aufleuchtete. Dadurch erhielt das persönliche Verhältnis des Studenten Kentenich zu Maria eine ungemeine Bereicherung.

Über seine fortwährende Übung im Vorsehungsglauben schrieb er einmal, bezogen auf das Jahr 1916: „Man stelle sich einen Jäger vor, der jahrelang im Lesen von Spuren sich geübt hat und der nunmehr seit Jahr und Tag etwa einem Edelhirsch auf der Fährte ist. Die Beobachtungen, die er dabei gemacht, weiten sich mehr und mehr zu einem Gesamtbilde aus. Und dieses Bild ist bereits so weit gediehen, daß kleinste Anzeichen für ihn bestimmte

vielsagende deutliche Fingerzeige sind, die in das Gesamtgefüge sich harmonisch einfügen, während andere Jäger — sie mögen noch so geschickte Waidmänner sein — damit kaum etwas anzufangen wissen“ (Chronik-Notizen 1957/58, 405).

Eine wichtige Rolle spielten bei diesen Beobachtungen pädagogische Fragen, wie man aus einer Reihe von Erzählungen Pater Kentenichs über diese Zeit entnehmen kann. So erhielten die drei Elemente: Vorsehungsglaube, Erziehungsziel und Liebesbündnis, durch diese Kämpfe und Erfahrungen jeweils neue Dimensionen, so daß er in Dachau über die erste Zeit seines Wirkens sagen konnte: „Damals war ich schon fertig.“

Das Ergebnis der Kämpfe hat er in folgender Aussage zusammengefaßt: „Nachdem in mir selbst nach langen heftigen Kämpfen der Rationalismus und der Skeptizismus des abklingenden neunzehnten Jahrhunderts und die damals herrschende apologetische Auffassung des Christentums innerlich überwunden waren, trat Schönstatt in die Geschichte mit einer klaren, unentwegt festgehaltenen Auffassung von christlicher Existenz und christlicher Erziehung ein . . . Ich persönlich kenne keine zeitgenössische geistige Bewegung und Institution, die, wie wir, ihr Leitbild so *reflexiv* klar von Anfang an herausgemeißelt und inmitten eines aufwühlenden Gestaltwandels aller Verhältnisse mit unerbittlicher Konsequenz festgehalten, die gleichzeitig weitschichtig und weitherzig alles in ihre Gefüge aufgenommen hat, was sich in der Folge als konnatural und kongenial ausgewiesen hat“ (Chronik-Notizen 1957/58, 1020 f.).

2. Der Erziehungsauftrag von 1912 und die Entwicklung bis 1914

Am 8. Juli 1910 wurde Joseph Kentenich zum Priester geweiht. Nach einer vorübergehenden Tätigkeit als Lehrer in Ehrenbreitstein beriefen die Obern ihn im Oktober 1912 zum Spiritual am neuerbauten Studienheim in Schönstatt. Dort hielt er am 27. Oktober seinen ersten Vortrag, den er mit „Programm!“ überschrieb (vgl. Schönstatt, Die Gründungsurkunden, 9–20). Während vorher die erwähnten drei Elemente zwar gewachsen waren, aber noch etwas unverbunden nebeneinanderher existierten, wurde das mit diesem offiziellen Erziehungsauftrag anders. Pater Kentenich erklärte dazu später:

Das ist so zu verstehen, „daß ich 1912 den mir durch Ernennung zum Spiritual gewordenen Erziehungsauftrag als echtes Providentiakind wie eine göttliche Wegweisung für mein ganzes Leben auffaßte. Spuren dieser Einstellung findest Du deutlich in der Vorgründungsurkunde. Dort ist zu lesen: ‚Da kommt nun meine Ernennung zum Spiritual — ganz und gar ohne mein Zutun. Es muß also wohl so Gottes Wille sein. Darum füge ich

mich, fest entschlossen, alle meine Pflichten euch allen und jedem einzelnen gegenüber aufs vollkommenste zu erfüllen. Ich stelle mich euch hiermit vollständig zur Verfügung mit allem, was ich bin und habe: mein Wissen und Nichtwissen, mein Können und Nichtkönnen, vor allem aber mein Herz.' Damit war mein künftiger Lebensweg als Erzieher gekennzeichnet und bestimmt. Alles ohne Ausnahme wurde diesem göttlichen Rufe und Berufe untergeordnet und geopfert" (Studie 1954, 40).

Nach diesem Text sind durch den Erziehungsauftrag, den die „Vorgründungsurkunde“ interpretiert, die beiden Elemente Erziehungsziel und Vorsehungsglaube zu einer lebendigen Einheit verschmolzen worden. Aus dieser Vereinigung hat sich ein Lebensgebilde entwickelt, zu dem zwei Jahre später als drittes Element das Liebesbündnis hinzukam, und zwar in der Gründungsurkunde. Von ihr her werden der Vortrag vom 27. Oktober 1912 als Vorgründungsurkunde und die Geschichte von 1912 bis 1914 als Vorgeschichte Schönstatts bezeichnet.

In „Unter dem Schutze Mariens“ sind eine Reihe von Dokumenten aus dieser Vorgeschichte veröffentlicht worden. Hier sollen nur einige wesentliche Linien nachgezeichnet werden, wie sie Pater Kentenich in der Studie „Schlüssel zum Verständnis Schönstatts“ aus dem Jahre 1951 beschrieben hat.

Die pädagogische Situation des Studienheims charakterisierte er folgendermaßen: „Herbststürme durchbrausten nicht nur die Natur, sondern auch die Studienanstalt. Eine öffentliche Gehorsamskrise, eine Revolution war unter den Schülern ausgebrochen. Der Spiritual faßte sie auf als ostium magnum et evidens (d. h. als eine große und klare Tür, 1 Kor 16, 9, ein Hinweis auf das „Gesetz der geöffneten Tür“, ein bildlicher Begriff des Vorsehungsglaubens — d. Verf.), durch das vor allem der neue geistbeseelte und idealgebundene Mensch vornehmlich unter dem Titel wahrer Freiheit Einlaß verlangte, ohne die Idee der neuen Gemeinschaft mit universellem apostolischem Einschlag ganz außer acht zu lassen.“

Die erste Entwicklung ist gekennzeichnet durch die Gründung eines Missionsvereins im Januar 1913: „Es dauerte nicht lange, und es wurde zum zweiten Male die Tür geöffnet — diesmal im Interesse der neuen Gemeinschaft. Damals entstanden in der studierenden Jugend allenthalben Missionsvereine. Vox temporis ist vox Dei. Es kam hinzu, daß die Pallottiner-schüler später Missionare werden sollten. Was lag da näher als zuzugreifen? Die Form eines Vereins war zwar für unsere Internatsverhältnisse etwas Ungewohntes; sie gab aber Gelegenheit, das Ideal der neuen Gemeinschaft zu vertiefen: die inneren Beziehungen zueinander zu knüpfen und die Verantwortung für ein gemeinsames Ziel zu wecken.“

Ein Jahr später wurde der Missionsverein in eine Marianische Kongregation umgewandelt: „Wir erfuhren durch einen Schüler, dessen Bruder bei den Jesuiten in Mariaschein studierte, von der dortigen Studentenkongregation. Ein neues Signal der Vorsehung, das uns erstmals auf eine Gemeinschaftsform aufmerksam machte, die das Gemeinschaftsband übernatürlich knüpft und verknüpft, gesicherte Gelegenheit bietet für persönliche Selbsttätigkeit, um so zur Selbständigkeit der Persönlichkeit emporzuwachsen, den Sinn für das Apostolat pflegt und in den Vordergrund die Gottesmutter stellt. Die Umformung des Vereins in die Kongregation erfolgte wiederum auf dem Bewegungswege, diesmal unter heftigen Kämpfen. Der feierliche Akt erfolgte im April 1914.“

Aus diesen Äußerungen geht hervor, welche außergewöhnliche Rolle der praktische Vorsehungsglaube als das Ertasten der göttlichen Pläne schon damals bei Pater Kentenich gespielt hat. Im Rückblick beschreibt er das selbst:

„Mit Rücksicht auf die Geringfügigkeit und Undeutlichkeit der so gegebenen göttlichen Signale müßte ich eigentlich sagen: Es war nicht so sehr das Gesetz der geöffneten Tür als vielmehr — man verzeihe den Ausdruck — das Gesetz einer kaum bemerkbaren Ritze, das hier zur Geltung gekommen ist . . . Nur außergewöhnlich klare Glaubensaugen konnten hindurchschauen und im Dunkel Gottes Antlitz innwerden . . . Ich weiß nicht, ob sonst jemand den Wagemut und die verwegene Kühnheit aufgebracht hätte, hinter diesen ganz geringfügigen Signalen einen weisenden und kündenden Fingerzeig Gottes zu erblicken und die Hand nach dem aus weitester Ferne aus Nacht und Dunkelheit heraus einladenden gefahrenumwitterten Gipfel auszustrecken. Aus all diesen Tatsachen ergibt sich sonnenklar, daß man nicht oft genug betonen und einprägen kann, wie groß, ja wie schwindelnd gewagt und verwegen im Anfangsstadium der Familie der Heroismus des Vorsehungsglaubens gewesen ist. Später trat er nach außen stärker in Erscheinung“ (Chronik-Notizen 1957/58, 402 f.).

Wenn der Vorsehungsglaube eine geschichtsschöpferische Kraft darstellt (vgl. *Regnum* 6, 1971, 57–69), dann ist Pater Kentenich demnach im Jahre 1914 in hervorragendem Maße fähig gewesen, geschichtsschöpferisch wirksam zu werden. Dabei darf man aber nicht die äußeren Verhältnisse von damals übersehen:

„Ich weiß nicht, ob wir fähig genug sind, uns in die damaligen primitiven Verhältnisse der Bewegung hineinzusetzen, die überall nur ganz schwache Ansatzpunkte kannte. Man erwäge, welche Ausmaße in solcher Lage Glaube und Liebe angenommen haben mußten, daß sie in solch gewaltig kühne Wagnisse zu vollbringen imstande waren. Wie reichlich mußten

aber auch damals schon die Gnaden geflossen sein, die solch einsame Höhen besteigen und dort im Gegensatz zur ganzen Umgebung still und vertrauensvoll in Nacht und Finsternis ausharren ließen! Weil diese Vorgänge sich fern von der Heerstraße breitester Öffentlichkeit in dunkler Verborgenheit vollzogen, fehlte bisher einfach der gültige Maßstab, an dem sie gemessen werden können und wollen“ (a.a.O. 407 f.).

3. Überlegungen zwischen Juli und Oktober 1914

Am 18. Juli 1914 erschien in der Wochenzeitung „Allgemeine Rundschau“ ein kleiner Artikel (vgl. *Regnum* 3, 1968, 133–138), in dem berichtet wurde, wie der Advokat Bartolo Longo nach seiner Bekehrung vom Freimaurertum auf den Trümmern der Totenstadt Pompeji „einen Wallfahrtsort gründen“ konnte, der nachher durch zahlreiche Wunder legitimiert und weltberühmt wurde. Pater Kentenich las diesen Artikel, und: „Sofort meldete sich mir die Frage — sie entstand ganz spontan —: Sollte nicht etwas ähnliches auch hier möglich sein?“ (Studie 1954, 40).

Daß diese Frage so spontan kommen konnte, setzt Überlegungen voraus, über die er sich folgendermaßen äußerte: „Sie müssen im Hintergrunde, wenn Sie an die Gründungsurkunde denken und sie analysieren, einen Geist voraussetzen, der sich so ganz und gar mit dem Gott des Lebens vermählt hat. Das war ein ganz kleiner Kreis, der der Beobachtung zugänglich war, nämlich die Entwicklung der Geistigkeit im Raume unseres Internates von anno dazumal im Laufe von zwei Jahren. Und was signalisierte diese Beobachtung? Der Geist Gottes ist zweifellos in diesen zwei Jahren wirksam gewesen. Eine zweite Beobachtung unter dem Gesichtspunkte: Wie hat der liebe Gott in der Heils- und Weltgeschichte das Kleine genutzt und benutzt? Die Antwort war sehr schnell gegeben: Das Kleine im Reiche Gottes benutzt halt der ewige Vatergott, um etwas Großes zu wirken“ (Exerzitien 4.–8. 11. 1966).

Es waren also zwei Überlegungen schon längere Zeit bei Pater Kentenich wirksam: Einerseits hat Gott bisher in der kleinen Welt des Internates gewirkt; andererseits benutzt er das Kleine, um das Große zu beschämen. Bei der Lektüre des Artikels über Pompeji legte sich deshalb für ihn ein Vergleich zwischen Pompeji und Schönstatt nahe.

Ein anderer Vergleichspunkt ist der marianische Gedanke. Wie er in Schönstatt eine Heimat gefunden hat, beschreibt Pater Kentenich im „Schlüssel zum Verständnis Schönstatts“: „Der marianische Gedanke wurde durch die Kongregation ein viertes Mal signalisiert und eingepägt. Das erste Mal geschah es durch das Erbgut, das alle von Hause mitbrachten; das zweite Mal durch Pallotti, das dritte Mal durch genannte Broschüre (mit dem Titel:

„Die drei Mittel zur Rettung der Jugend“ — d. Verf.); später geschah es ein fünftes Mal durch Grignon von Montfort. Wir hätten taub sein müssen, wenn wir diese deutliche Sprache nicht verstanden hätten. Nicht nur einmal wurde die Tür geöffnet, es geschah fünfmal schnell hintereinander. Wir ließen uns führen, bis die Gottesmutter ihren Einzug in ihr Heiligtum hielt und die Großmacht in der Familiengeschichte wurde.“

Der Gedanke, in Schönstatt einen Wallfahrtsort zu gründen, wurde nicht zuletzt mit dem Erziehungsauftrag von 1912 konfrontiert, von dem es heißt: „Die Seele war davon so stark erfüllt, daß sofort die inneren Beziehungen zu dem mutmaßlichen von Gott geplanten Gnadenort hergestellt waren, als der Gedanke daran ins Bewußtsein trat“ (Studie 1954, 40).

Damals, in den Sommerferien 1914, stellte der damalige Provinzial, Pater Kolb, das bis dahin vernachlässigte alte Michaelskapellchen im Tal der jungen Kongregation auf ihren Wunsch zur Verfügung. Naturgemäß konzentrierten sich die Gedanken um einen möglichen Wallfahrtsort auf diesen Ort.

Als weiteres Zeichen kam der Ausbruch des Ersten Weltkrieges Anfang August hinzu. Das bedingte für Pater Kentenich eine Beschleunigung des Programms von 1912 und eine Ergänzung der dabei verkündeten Selbsterziehung durch Fremderziehung. Und wer lag als „Fremderzieher“ näher als die Gottesmutter? Im Rückblick sagte er dazu: „Was haben wir, die damalige Jugend, nach zwei Jahren bereits erlebt? Mit der glorwürdigen Selbsterziehung ist es nicht weit her gewesen. Darum die eigenartige göttliche Führung: Nach rund zwei Jahren ist der Krieg ausgebrochen, und die Zerbrechlichkeit der Natur wird tiefer erlebt. Sehen Sie, dann die Erkenntnis: Das geht nicht allein mit Hilfe der Gottesmutter und unter ihrem Schutze: Wir müssen die Gottesmutter vom Himmel herunterholen; sie muß sich niederlassen in unserem Heiligtume. Und so ist die Gründungsurkunde entstanden“ (Vortrag vom 18. 6. 1966).

Zusammenfassend äußerte sich Pater Kentenich einmal über diese Überlegungen, die ihn drei Monate lang intensiv beschäftigt haben: „Wie viele geschichtstheologische Überlegungen mußten vorausgehen; wieviel gläubige Einsicht in göttliche Planungen und in seelische Urtriebe der irdischen Partner mußte vorher erworben werden; wieviel Einblick in Stellung und Sendung der Gottesmutter als amtliche Dauerhelferin und Dauergefährtin des Herrn in der gesamten Erlösungsordnung und in Zeitbedürfnisse und Zeitsehnsüchte in Richtung des Gestaltwandels von Welt und Kirche hin zum neuesten Zeiteufer war vorher nötig! Die Geschichte der Marianischen Kongregation mit ihrer Weiheauffassung als *contractus bilateralis gratuitus*, die Auffassung Grignions von Mariens Stellung und die daraus gezogenen Folgerungen sowie das Werden und Wachsen und Wirken von Pompeji

mußte überprüft, gedeutet, auf letzte Prinzipien zurückgeführt und mit der Aufgabe der Gottesmutter als Völker- und Volkserzieherin von ihrem Heiligtume aus in unzertrennliche Verbindung gebracht werden" (Studie 1964, 177 f.).

4. *Der Vortrag vom 18. Oktober 1914 als Zeugnis für einen einheitlichen Lebensvorgang*

Der Gedankengang des als Gründungsurkunde bekannten Vortrags (vgl. Schönstatt, Die Gründungsurkunden, 21–27) soll hier knapp nachgezeichnet werden, um nachzuweisen, daß alle vorhergehenden Überlegungen in ihm „in unzertrennliche Verbindung gebracht“ und zu einem einheitlichen Lebensvorgang verschmolzen sind.

Der Vortrag hat als Programm, die Selbstheiligung zu „beschleunigen“ und dadurch das alte Michaelskapellchen in einen Wallfahrtsort umzugestalten. Daß Pater Kentenich dabei nicht an ein kurzfristiges Programm, sondern an ein Programm auf lange Sicht denkt, wird bereits bei der Begrüßung durch den alten Sodalengruß „Nos cum prole pia . . .“ angedeutet, von dem es heißt, daß er „weiterklingen“, „weiterrauschen“ möge „alle kommenden Zeiten hindurch“. Dann wird der Freude Ausdruck gegeben, daß die Kongregation eine eigene Kapelle erhalten hat. Schon nach wenigen Überlegungen trägt Pater Kentenich an die 28 Jungen im Pubertätsalter eine Höchstforderung heran: „Jeder von uns muß den denkbar höchsten Grad standesgemäßer Vollkommenheit und Heiligkeit erreichen.“ Diese Forderung wird anschließend verbunden mit dem Kapellchen: Dadurch soll die Gottesmutter gebeten werden, diesen Ort als ihre Gnadenstätte zu erwählen und dort ihre Herrlichkeiten zu offenbaren. Mit folgender Überlegung wird dies begründet: „Wie oft war in der Weltgeschichte das Kleine und Unansehnliche die Quelle des Großen und Größten. Warum sollte das bei uns nicht auch der Fall sein können? Wer die Vergangenheit unserer Kongregation kennt, dem wird es nicht schwer zu glauben, daß die göttliche Vorsehung mit ihr noch etwas Besonderes vorhat.“

Nachdem die Zuhörer den Plan Pater Kentenichs „zu dem ihrigen gemacht“ haben, wird die Geschichte der Jeanne d'Arc erzählt, wie sie vom Erzengel Michael den Auftrag erhielt, die Stadt Orleans von den Feinden zu befreien. Parallel dazu werden der Gottesmutter Worte in den Mund gelegt als Aufforderung zur Selbstheiligung: „Beweist mir erst, daß ihr mich wirklich liebt . . . Dann werde ich mich gerne hier niederlassen und Gaben und Gnaden austeilen.“ Die Begründung dafür liegt in dem, was später Liebesbündnis genannt wurde: „Ego diligentes me diligo. Ich liebe die, die mich lieben.“

Die rhetorische Form des Vortrags richtete sich an die Aufnahmefähigkeit der Zuhörer. Weil ihr Horizont begrenzt war, wurde beispielsweise das Wort: „vielleicht noch darüber hinaus“, d. h., daß die neue Wallfahrtsstätte über die deutsche Pallottinerprovinz hinaus Bedeutung erlangen könne, nicht ausgesprochen, wohl aber für die Geschichte zu Papier gebracht. Und dabei war sich Pater Kentenich bewußt — wie er in der Erinnerung sagte —, daß das Ereignis dieses Vortrags eine entscheidende Stunde für das Abendland bedeutete. In der Erinnerung konnte er noch genaue Umstände des Vortrags erzählen, woraus man schließen muß, daß seine geistige und seelische Aktivität in diesen Augenblicken aufs höchste gespannt war.

Der Vortrag entwickelt einen originellen Plan zum Streben nach Heiligkeit, mit einer Bestimmtheit, die sich auch in den Forderungen an die Gefolgschaft niederschlägt. Daraus darf man folgern, daß der Vortragende diesen Plan bei sich selbst bereits in hervorragendem Maße verwirklicht hatte. Erst auf dem Hintergrund seiner persönlichen geistigen Entwicklung ist ein solcher Plan einigermaßen verständlich und klingt nicht utopisch. Pater Kentenich selbst war sein ganzes Leben hindurch von dem letztlich übernatürlichen Ursprung dieses Plans überzeugt; sonst hätte er später nicht sagen können: „Was formaliter explicite vel implicite im Lebensvorgang . . ., wie er in der Gründungsurkunde umschrieben ist . . ., enthalten oder grundgelegt ist, darf und will als Gottes Wunsch und Weisung aufgefaßt werden“ (zitiert nach: H. Schlosser, *Der neue Mensch — die neue Gesellschaftsordnung*, Vallendar 1971, 337).

Daß bei der Verwirklichung dieses Plans die menschliche Eigentätigkeit eine größere Rolle spielt, als das sonst üblich ist, liegt an der spezifischen Eigenart des Vorsehungsglaubens bei Pater Kentenich. Diese Eigentätigkeit ist „Vorbedingung für die besonderen Gnadenerweise der Gottesmutter“ (Schönstatt als Gnadenort, in: *Heiliges Marienland, Limburg 1947, 116*).

Die Lektüre des Vortrags zeigt auf den ersten Blick die Einheitlichkeit der Gedankenführung. Die vorher selbständig nebeneinanderher existierenden Elemente und Gedanken sind dabei durch schöpferische Verarbeitung zu einer originellen organischen Einheit verschmolzen worden. Vorherige Rinnale fließen nun aus einer einzigen Quelle, dem Heiligtum; und dadurch ist ein Lebensvorgang in Bewegung gesetzt worden, der „weiterrauschen“ soll „alle kommenden Zeiten hindurch“.

Von den Elementen, die hier zu einer Einheit verschmolzen sind, sollen die drei besonders untersucht werden, die in der geistigen Entwicklung Pater Kentenichs eine Hauptrolle gespielt haben: das Erziehungsziel, der Vorsehungsglaube und die göttliche Tugend der Liebe in der Form des Liebesbündnisses. Es wurde schon gezeigt, wie zwei Jahre vorher Erziehungsziel

und Vorsehungsglaube eine Einheit gefunden haben in der Vorgründungs-
urkunde. Zu diesen beiden Elementen kommt nun in der Gründungs-
urkunde die elementare Grundkraft der Liebe hinzu.

Pater Kantenich beschreibt die Vereinigung von Erziehungsziel und Liebes-
bündnis folgendermaßen: „Stellt die Vorgründungsurkunde den freien und
starken Menschen in Gemeinschaft gepflegt . . . unter den Schutz der Gottes-
mutter, so verbindet die Gründungsurkunde dieses hohe Ziel mit dem
Liebesbündnis, das die Mater Ter Admirabilis nach göttlicher Planung mit
Schönstatt als Ort und Familie geschlossen hat. Anders ausgedrückt: Sie
stellt das ernste Streben nach diesem hohen Ideal als Bedingung für die
Besitzergreifung der Gottesmutter von unserem Heiligtum hin oder als
Bedingung für die Konstituierung, Dokumentierung und Ratifizierung des
gegenseitigen Liebesbündnisses. Und sie verspricht gleichzeitig die Treue zu
diesem Ideal und seine praktische Verkörperung als reife Frucht des dau-
ernden und gegenseitigen Ja zum Bündnis oder als Beweis für ihre wunder-
sam schöpferische Erziehungsmacht vom Heiligtum aus“ (Studie 1954, 70 f.).

Die Vereinigung von Vorsehungsglaube und Liebesbündnis sieht Pater Ken-
tenich so: „Es ist der Geist des heroischen Vorsehungsglaubens, der nicht
nur auf das Liebesbündnis hingewiesen, sondern auch seine Wurzel hinein-
gesenkt hat und durch solch unzertrennliche Vereinigung schöpferisch frucht-
bar geworden ist“ (Chronik-Notizen 1957/58, 279). Daraus ergibt sich:
„Unser historisch gewordenes Liebesbündnis ist in allen Stadien tief inner-
lich mit dem Vorsehungsglauben verbunden. Als ‚Gesetz der geöffneten Tür‘
weist es uns nicht nur auf die göttliche Planung hin, die im Liebesbündnis
Wirklichkeit geworden, es zeigt uns auch den Weg zur gottgefälligen Ent-
faltung dieses Bündnisses. Als ‚Gesetz der schöpferischen Resultante‘ legi-
timiert es jeweils Erkenntnis jenseitiger Planung und Entscheidung für ihre
Verwirklichung als göttlich besiegelt“ (a. a. O. 295).

Nicht zuletzt zeigt der Text des Vortrags vom 18. Oktober 1914 die lebens-
mäßige Einheit von Vorsehungsglaube, Erziehungsziel und Liebesbündnis,
und darin wird ein Höhepunkt in der geistigen Entwicklung Pater Ken-
tenichs sichtbar. Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man im Zusammenhang
mit der Forderung nach höchstmöglicher Heiligkeit in der Gründungs-
urkunde die drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe, in der
originellen Einheit von Vorsehungsglaube, Erziehungsziel und Liebesbünd-
nis wiederfindet und darin das Lebensgeheimnis Schönstatts erblickt.

In der Vorgründungs- und Gründungsurkunde sind also die drei Elemente,
die schon lange vorher die Denkstruktur Pater Kantenichs geprägt hatten
und in den Studienjahren geläutert worden waren, aber damals noch mehr
oder weniger nebeneinander existierten, eine lebendige Einheit eingegangen,

aus der die ganze folgende Schönstattgeschichte herausgewachsen ist. Dabei ist der Vorsehungsglaube im Denken Pater Kentenichs eine konkrete Form und zugleich die Hochform der göttlichen Tugend des Glaubens, das Liebesbündnis eine Konkretisierung und Lokalisierung der göttlichen Tugend der Liebe und das Erziehungsziel, das sich mit der Zeit zur Schönstätter Zukunftsvision (vgl. *Regnum 7*, 1972, 162–173) weiterentwickelt hat, eine konkrete Form der göttlichen Tugend der Hoffnung. Die göttlichen Tugenden stellen, als Gesamtheit genommen, die Grundlage für die christliche Existenz dar und in der oben dargestellten Originalität die Grundlage für die Schönstätter Existenz. Sie waren in der Gründungszeit Schönstatts, wie Pater Kentenich immer wieder betonte, in heroischem Grade vorhanden oder — theologisch ausgedrückt — bereichert durch die Gaben des Heiligen Geistes.

6. Das Ereignis vom 18. Oktober 1914 als Liebesbündnis

Im Begriff des Liebesbündnisses zwischen der Gottesmutter als dem Exponenten des dreifaltigen Gottes und Schönstatt als Ort und Familie sind Grundgedanken aus der Marianischen Kongregation (*contractus bilateralis gratuitus*) und von Grignon von Montfort (vollkommene Andacht zu Maria) mit dem biblischen Bundesgedanken zu einer schöpferischen Einheit verschmolzen worden. Liebe ist die elementare Grundkraft schlechthin in der natürlichen und in der übernatürlichen Ordnung, und deshalb ist das Liebesbündnis eine Vereinigung von menschlichen und göttlichen Kräften. Am 18. Oktober 1914 wurde es somit eine geschichtsschöpferische Kraft- und Lebensquelle ersten Ranges. Um die Sicherstellung und Reinerhaltung dieser Quelle ging es Pater Kentenich zeit seines Lebens: „Alles, was ich an Schwierigkeiten auf mich genommen habe, zielt letzten Endes auf die Sicherung dieser Lebensquelle hin“ (Brief vom 23. 3. 1953).

Das Liebesbündnis kann einerseits als eine Bitte, andererseits als eine Weihe verstanden werden. Beides trifft auf die Gründungsurkunde zu.

Zunächst läßt sich das Liebesbündnis als eine Bitte verstehen; denn aus Mt 7, 7–11 kann man folgern, daß jedes Bittgebet als ein gegenseitiger Bund zu betrachten ist (vgl. Schönstatt als Gnadenort, a. a. O. 120). Insofern ist der Inhalt des Vortrags vom 18. Oktober 1914 ein Liebesbündnis mit Maria; denn in ihm wird die Bitte an sie ausgesprochen, sich im Heiligtum niederzulassen. Diese Bitte wird in dem Maße Wirklichkeit, als die gestellte Bedingung erfüllt wird. Dies trifft genau die Situation der Zuhörer.

Für die Situation Pater Kentenichs kann man das Liebesbündnis auch als Weihe verstehen, weil er auf die Bedingung für seine Person bereits eingegangen war. Darum kann man sagen, daß er mit seinem Tun und Ver-

halten der Gottesmutter „sanfte Gewalt antat“ und der Beginn der gnadenvollen Wirksamkeit der Gottesmutter in Schönstatt mit dem Akt vom 18. Oktober 1914 angesetzt werden kann.

Dieses Liebesbündnis, als Weihe betrachtet, hatte demnach zwei Partner, die Gottesmutter und Pater Kentenich, und wurde an einem konkreten Ort, dem Heiligtum, geschlossen. Wenn jede Weihe in Schönstatt als eine Einschaltung und Gleichschaltung in dieses historische Ereignis vom 18. Oktober 1914 betrachtet werden kann, dann wird, sobald jemand in dieses Bündnis eintritt, zugleich eine Bindung an diese drei „Kontaktstellen“, an die Gottesmutter, Pater Kentenich und das Heiligtum eingegangen.

Im Zusammenhang mit dem Liebesbündnis sprach Pater Kentenich gerne von einem Einbruch göttlicher Kräfte in die Zeitgeschichte. Etwas von dieser elementaren Kraft der Liebe läßt sich in folgender Äußerung nachfühlen: „Was die Wurzel für den Baum, was das Fundament für das Haus, das ist dieses besondere Liebesbündnis für unsere Familie . . . Vom 18. Oktober 1914 ab wirkt es . . . bis 1919 als heiße Sehnsucht mit wundersam schöpferischer Kraft. Von da ab geht es in die Geschichte als wachsende Großmacht ein, die mit unwiderstehlicher Gewalt in die Länge und Breite, in die Höhe und Tiefe drängt und keine Ruhe hat, bis sie alle Kreise und Klassen erfaßt hat“ (Studie 1954, 35).

In dieser Dynamik sah Pater Kentenich die persönliche Liebe der Gottesmutter. Auf ihren Einfluß führte er alles zurück, was in Schönstatt geworden ist: „Das war immer mein Gedanke, der auch später die ganze Geschichte durchzieht: Mein Beitrag soll in und durch Schönstatt darin bestehen, daß die Geschichte beweist, welch eine Macht die Gottesmutter hat: die siegreiche Macht der Gottesmutter in und durch Schönstatt, so daß dann die Geschichte Schönstatts ein greifbarer Beweis ist für ihre Erziehungs- und Führungsmacht“ (Vortrag vom 1. 1. 1963). Denn: „Die Gottesmutter scheint von Gott in besonderer Weise gerufen zu sein, als übergroße Persönlichkeit bei der heutigen christlichen Weltgestaltung in den Vordergrund zu treten, um ihre Aufgabe als amtliche Dauergefährtin und Dauerhelferin Christi zur Verherrlichung des Vaters zeitgemäß und möglichst vollkommen zu lösen“ (Chronik-Notizen 1957/58, 866).

Offensichtlich hat Gott zu diesem Zweck Schönstatt ins Leben treten lassen. Der 18. Oktober 1914 signalisiert damit „einen ganz neuen Lebensvorgang in der übernatürlichen Ordnung“, „einen neuen Anfang“, „einen neuen Einbruch Gottes in die Heilsgeschichte“, „eine neue Gnaden- und Lebensquelle, die unaufhaltsam in endlosem Reichtum sprudelt und Welt und Kirche durchströmen und wandeln möchte“, „eine ganz neue göttliche Initiative“, „einen Gnadeneinbruch per eminentiam“ (Studie 1952/53, 51).

Mario Hiriart und die Sendung des organischen Denkens

Von Benito Schneider

Der Schönstattbewegung ist eine originelle Denkstruktur eigen. Wie man von benediktinischer Weisheitsphilosophie, von dominikanischer Seinsphilosophie, von jesuitischer Lebensphilosophie oder dynamischem Denken sprechen kann, so ist der Schönstattbewegung organisches Denken eigen-tümlich. So lag es von Anfang an in der originellen und typischen Denkweise ihres Gründers.

1

Der Organismus steht dem Mechanismus gegenüber. Während letzterer von außen in Bewegung gesetzt wird und die einzelnen Bestandteile an ihm nur äußerlich miteinander verbunden sind, ist es beim Organismus umgekehrt. Er wird von innen her durch ein ihm innewohnendes Prinzip bewegt, das zugleich alle Teilglieder in einen lebensvollen Zusammenhang bringt und sie darin erhält. Im engen und strengen Sinne des Wortes gibt es Organismus nur im Bereich des organischen Lebens. Aber von dorther wendet man „organisches Denken“ oder „organische Denkstruktur“ im übertragenen Sinne auch im Bereich des Geistigen an, in der Psychologie, in der Anthropologie, in der Pädagogik, in der Soziologie, in der Geschichtswissenschaft etc. Dann handelt es sich darum, die Zusammenhänge einzelner Elemente zu sehen, zu erfassen, zu werten und einzurechnen, in die der Mensch in seinem Geistesleben hineinverwoben ist, die auf ihn einwirken und auf die er selber einzuwirken vermag.

Pater Josef Kentenich war ein Meister der organischen Erziehung. Hinter seiner Pädagogik stand ein organisches Weltbild. Er war der Philosoph, der Theologe, der Psychologe, der Pädagoge und Soziologe des organischen Denkens. Die letzte, alles durchdringende, vereinigende und dann auch je differenzierende Macht war für ihn die Liebe. Darum mußte seine Erziehung vor allem Liebeserziehung sein, Ganzheitserziehung, also organische Erziehung. Dabei hatte er immer sehr lebendig vor Augen, daß es eine Liebe der Natur gibt und eine durch Gnade dem Menschen eingegossene Liebe, die beide aufeinander abgestimmt werden müssen. Darum sprach er auch vom natürlichen und übernatürlichen Bindungsorganismus, sofern nämlich Liebe immer verbindet und der Mensch sich durch sie bindet, sich einwurzelt und in der Wertwelt Gottes aus Schöpfungs- und Gnadenordnung standfest wird.

Eine entscheidende und zentrale Bedeutung gab Pater Kentenich immer der Stellung Mariens im Heilsganzen und somit auch in seiner gesamten Erziehungsweise. Darum war für ihn das historische Liebesbündnis mit Maria in Schönstatt der lebenspendende Nerv seiner ganzen Gründung. Es ist nicht zu verwundern, wenn sich gerade an diesem Punkte die Geister schieden, als Pater Kenetnich sich nach 1945 darum bemühte, sein Werk stärker in den Großorganismus der Kirche einfügen zu lassen. Maßgebliche Männer der Kirche waren wohl bereit, Schönstatt als Organisation und Organisationsnetz anzuerkennen. Die Bedeutung des gnadenträchtigen Mittelpunktes Schönstatts, eben des historischen und konkreten Liebesbündnisses, blieb ihnen jedoch verborgen. Die Seele konnte nach ihrer Meinung wegfallen, der Leib aber sollte dennoch weiterbestehen.

Was den Verfasser dieses Beitrags seit 1928 immer an Schönstatt beeindruckt hatte, war die Beobachtung, daß im Gnadenheiligtum von Schönstatt viel gebetet wurde. Des weiteren hatte ihn von 1932 ab in den großen Tagungen des Gründers die Synthese von Theologie, Philosophie, Pädagogik, Psychologie und Anthropologie innerlich gepackt. Erst später wurde ihm bewußt, daß hinter alledem die organische Denkstruktur des Gründers stand. Was er bei anderen Autoren gelesen hatte, das waren fast immer getrennte Bereiche. Im Falle Karl Adam, Arnold Rademacher, Johannes Pinsk, Odo Casel handelte es sich um Theologie; bei anderen Autoren um Psychologie, bei wieder anderen um Pädagogik. Nachdem er Pater Kentenich für sich entdeckt hatte, überstrahlte das Interesse an seinen Tagungen das Interesse an den anderen Autoren. Durch die Herausarbeitung der Bedeutung der Gottesmutter und die durchgehende marianische Linienführung der Tagungen Pater Kentenichs — ständig verknüpft mit dem Hinweis auf das Liebesbündnis — wurde ihm auch der marianische Faden, von dem alles durchwoben war, immer verständlicher. Es war die Liebe, verkörpert in der Person Mariens. So erschien ihm Schönstatt selbst mehr und mehr als Organismus und jede pädagogische Bemühung eine in organischen Zusammenhängen getätigte Beeinflussung.

In den Jahren 1944—1947 lag der organische Akzent der Ansprachen, an denen Mario Hiriart in seiner chilenischen Heimat teilnahm, auf der „ethischen Läuterung“ der Begriffe Freiheit, Charakterbildung, Reinheit, Opfergesinnung, Dienstwillen, Pflichterfüllung, Gewissenserforschung, Gebetsübungen usw. Aber es war „organische“ Läuterung, denn alle diese Themen wurden im Anschluß an kleine Bibelstellen aus den vier Evangelien vor-

getragen und an der Person des Heilands veranschaulicht. Im Rahmen der Katholischen Aktion Chiles war damals marianische Erziehung im eigentlichen Sinne nicht möglich.

Wir wissen in Schönstatt, daß das organische Wachstum der Seele sich zwar gleichzeitig, nie aber gleichmäßig vollzieht. Darum waren die vier Jahre der Betonung der ethischen Läuterung für Mario Hiriart zugleich eine Grundlegung der übernatürlichen Denkweise, die ihn später so ausgezeichnet hat. Es war immer die Auffassung Pater Kentenichs, daß dort, wo die ethische Läuterung nicht sorgfältig genug durchgeführt wird — bei der Jugend vor allem —, die Seele nicht genügend Form annimmt für ein tragfähiges höheres Leben.

Nach dem Abitur Mario Hiriarts, als er zusammen mit einem Freunde eine Schönstattgruppe gründete, wurde eine Akzentverschiebung vorgenommen. Und als am 18. Oktober 1948 der Grundstein zum Bau des Heiligtums in Bellavista gelegt wurde, wobei Mario zugegen war, da begann auch in ihm sich allmählich die Verlagerung von einer religiös fundierten Ethik zu einer mehr marianisch-personalen Liebesfrömmigkeit anzubahnen. Bei ihm ging das langsamer als bei seinen damaligen Gruppenkameraden. Seine persönliche Art brachte es so mit sich.

4

Eine organische und ganzheitliche Erziehung war für Pater Kentenich dann gesichert, wenn im engsten Anschluß an Maria und ihr Heiligtum in Schönstatt personale, lokale, ideelle und familienhafte Bindungen zustande kamen, die als „Organismus“ der Bindungen weiterwirkten. In einer solchen „Spiritualität der Bindungen“ sah er die geistige Grundlage zu einer neuen Gesellschaftsordnung, wie sie nach seiner Auffassung geschaffen werden mußte. Solches Denken setzt natürlich die Überzeugung voraus, daß das Liebesbündnis mit Maria in Schönstatt sich als übernatürliche Realität erwiesen hatte. Das müssen wir bei diesen Darlegungen voraussetzen.

Als Mario Hiriart am 29. Mai 1949 im Beisein Pater Kentenichs mit sieben anderen Kameraden seiner Gruppe die erste Weihe an die Dreimal wunderbare Mutter von Schönstatt im eben erst eröffneten Heiligtum in Bellavista ablegte, da begann die personale Bindung als übernatürliche Liebe zur Gottesmutter in ihm zu wirken. Doch wurde sie ihm erst in den folgenden Jahren zum Erlebnis. Die Bindung an Maria war zunächst bei Mario selbst nicht mehr als eine gut markierte Linie für seine künftige Entwicklung, während aber die personale Bindung zu den Kameraden ein solides Fundament übernatürlicher Bindung gefunden hatte. Da die Gestalt der Gottesmutter weiter geklärt wurde und die historischen Ereignisse der Geschichte Schön-

statts aus der Frühzeit vor den Studenten lebendig wurden, begann Mario sich auch von hierher personal gebunden zu erleben, vorab mit dem Gründer Schönstatts und den Heldensodalen aus dem Ersten Weltkrieg.

Zu den allmählich wirkenden personalen Bindungen kamen die lokalen. Mario und seine Kameraden gewöhnten sich seit dem 29. Mai 1949 mehr und mehr daran, nach Bellavista zu gehen, dort zu beten oder Versammlungen zu halten. Da traf man die Marienschwestern und erbaute sich an ihrem Frohsinn, an ihrem Diensteifer, an ihrer Liebe zum Schönstattheiligtum. Für alles, was sie im Umkreis des Heiligtums von den Herrlichkeiten der Gottesmutter hörten, fanden die Studenten in den Schwestern einen lebendigen Anschauungsunterricht. Der Ort Bellavista mit dem Kapellchen wurde zum Anziehungspunkt. Aber auch die Lehre Schönstatts von der lokalen Bindung wurde vertieft und in ihrer Gegenwartsbedeutung nahegebracht, vor allem im Zusammenhang mit der Entwurzelung der Gesellschaft auch in ihrer chilenischen Heimat und ihrer Vaterstadt Santiago. Als dann eines Tages der Pater, der die Gruppe von Mario Hiriart betreute, seine „Zukunftsträume“ von einer Schönstattsiedlung rings um das Heiligtum darlegte — vorher hatte der Gründer es schon getan —, da war es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Jungakademiker nachforschten, ob man in der Umgebung des Heiligtums Bauland kaufen könne. Vorträge hatten dargetan, daß es mit personalen Bindungen allein nicht getan sei, wenn der ganze Mensch erfaßt, allseitig gebunden und wieder festen Boden unter die Füße bekommen sollte.

Auf diese Weise wurde ein origineller und konkreter Bindungsorganismus entwickelt, und zwar galt es, den natürlichen und den übernatürlichen Bindungsorganismus klar zu durchschauen, besonders in der gegenseitigen Beeinflussung und Durchdringung. Dabei lag der Ton immer stark auf der religiösen Bindung an das Heiligtum in Bellavista und auf der vollen Verwirklichung und Aktualisierung der Liebeshingabe an die Dreimal wunderbare Mutter von Schönstatt nach dem Vorbild der Heldensodalen in Urschönstatt. Josef Engling, Max Brunner und Hans Wormer wurden in der Gruppe von Mario als geistige Brüder verehrt. Ein Arbeitsheft über den Ursprung Schönstatts in Deutschland brachte Übersetzungen vieler schöner und zum Teil längerer Zitate aus den ersten Jahrgängen der „M.T.A.“. Dem geistlichen Erzieher der Gruppe ging es darum, auf diesem Wege der auch in Chile um sich greifenden lokalen Entwurzelung entgegenzuarbeiten. In seinen Forderungen indes blieb er bei den Studenten selbst stehen. So wandte er sich energisch gegen die vielen Kinobesuche der Jugend, gegen zu viele Tanzveranstaltungen. Dafür lenkte er die Aufmerksamkeit auf Naturliebe und Naturverbundenheit als Pflege der lokalen Verwurzelung. So kam es seit 1950 zu den Anfängen der später so bedeutungsvollen Ferien-

lager. Mario Hiriart nahm allerdings erst ab 1953 an ihnen teil, weil er in Elqui eine Landgegend hatte, wo er den ganzen Zauber von Naturschönheiten religiös kosten konnte. Gegen alle Entwurzelung — so wurden die jungen Menschen belehrt — müßten sie lernen, auch durch die Spuren Gottes in der Schöpfung sich tiefer an Gott binden zu lassen. Das gehöre zum sittlich-religiösen Erziehungsprogramm des neuen Menschen, der im übrigen imstande sein müsse, aus tiefer Gottergriffenheit gegen den Strom, gegen Masse und Modesucht zu schwimmen.

Zu den personalen, lokalen und ideellen Bindungen traten dann die vielfältigen familienhaften Bindungen untereinander als Gemeinschaft. Sie sind für Mario von großer Bedeutung geworden, wie wir das oben schon angedeutet haben. Ohne seine Gruppe und ohne das Leben, das sich seit 1948 in ihr entwickelte — immer im Bannkreis des Heiligtums von Bellavista —, wäre er niemals in ein tieferes religiöses Leben hineingewachsen. Aber alle drei Momente der genannten Bindungskräfte mußten wirksam werden, um auch die familienhaft-freundschaftliche Gruppengemeinschaft zur Schule seiner Religiosität werden zu lassen. Erst durch das Gruppenideal, das Ideal der Gralsritter, bekam seine Weihe vom 29. Mai 1949 nachträglich, seit 1950, Leben, Gestalt und Inhalt. Das Gralsideal im Zusammenhang mit der Gottesmutter, mit dem Heiligtum und der Idee einer Erneuerung Chiles hatte es ihm angetan, und auf dem Wege einer reichen, untereinander geteilten und gemeinsam erlebten Religiosität und Begeisterung wurde auch Mario von Jahr zu Jahr mehr geöffnet für warme Affekte, für herzliche Atmosphäre und übernatürlich fundierte Sendungsergriffenheit.

Die Gralsritter wollten die Besten sein, weil sie, wie die Heldensodalen in Urschönstatt, die Ersten waren. Sie wollten das Liebesbündnis bis in alle Konsequenzen leben und sich der Gottesmutter restlos zur Verfügung stellen. Da diese Begeisterung vor allem bei Mario durch eine vorausgegangene ernste asketische Läuterung eine solide Grundlage erhalten hatte, entsprach diese Verlagerung der Akzente einer organischen Entwicklung seiner Persönlichkeit. Schon Ende 1950 begannen die Gralsritter zu beten: „Die wir bereit sind für dich zu sterben, wir grüßen dich.“

5

Dieser personale, lokale, ideelle und familienhaft-brüderliche Organismus der Bindungen mußte immer mehr vertieft werden. Das geschah in den Versammlungen, in denen reichlich Dialog geführt wurde; es geschah in den Sonntagsansprachen im Heiligtum, die immer diesen oder jenen Punkt der Schönstattwelt aufgriffen; es geschah in den dreitägigen Exerzitien während der Karwoche in Bellavista.

Die Gruppe Marios arbeitete Jahre hindurch an der lebensmäßigen Einverleibung der Schönstatt-Spiritualität. Man spürte, daß man im kleinen Kreise eine neue Welt aus der Taufe hob, und da immer auch alle großen Fragen der Zeit, des Universitätslebens oder der chilenischen Gesellschaft in diesen gelebten Schönstattorganismus hineingezogen wurden, erlebte man „Gnadenaufbruch“ in eigener Originalität. Der geistliche Leiter der Gruppe war immer von der Auffassung ausgegangen, daß zunächst und vor allem den jungen Menschen Schönstatt in seiner ganzen universellen und unversehrten Breite und Tiefe dargeboten werden müsse. Die neue Generation sollte möglichst unberührt von den Kämpfen, die in Europa um Schönstatt tobten, dem Geiste Josef Englings nahekommen. Dabei war er wiederum vom organischen Denken geleitet, dem es um ein Leben aus den Ursprüngen zu tun ist. So kam es, daß Mario Hiriart ganz von sich aus in den Jahren 1954/55 alle anderen Einflüsse von sich abstieß. Er lebte zu sehr aus dem breiten und reichen Strom alles dessen, was Bellavista möglich gemacht hatte.

Als er dann den Gründer selbst besser verstehen lernte, vor allem nachdem er in Bedeutung und Gehalt des 20. Januar 1942 eingedrungen war, da war er innerlich immun gegen jede Abweichung, wie sie in der Kampfzeit nach 1951 allzu leicht auch bei ihm hätte auftreten können. Darum ist Mario Hiriart sozusagen der „Heilige“ des 31. Mai 1949 geworden, nicht so sehr, weil er formal um dieses Datum kreiste, sondern weil er die Sache, um die es beim organischen Denken geht, lebensmäßig in sich ausprägte. Darum stellt er diesen Geist dar und verkörpert ihn. Darin wußte er sich mit dem Gründer und der ganzen Schönstattfamilie in aller Welt engstens verbunden (s. Regnum 4/1972).

6

Doch ist es nicht einfach der dargelegte vierfache Bindungsorganismus, der Mario zum „Heiligen“ des 31. Mai 1949 gemacht hat. Dieser Bindungsorganismus ist gewissermaßen die materiell-inhaltlich Seite seiner Entwicklung und Spiritualität. Hätte er nicht formal tief hineingefunden in das Liebesbündnis mit Maria und hätte er nicht am Bilde des Gründers selbst den Heroismus der Liebe, der Hingabe und der kreuzentschlossenen Ergriffenheit ablesen können, dann wäre er nicht jener neue Mensch geworden, der aus origineller Quelle, aus origineller Verwurzelung und aus origineller Verbundenheit mit Maria im Heiligtum den letzten Sprung in die jenseitige Welt gewagt hat. Pater Kentenich hat einmal im Blick auf Chile gesagt, daß man den 31. Mai 1949 nur aus dem 20. Januar 1942 verstehen kann. Den inneren Zusammenhang zwischen diesen beiden Ereignissen dürfe man nie übersehen. Nur aus dem „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ auf

der Höhe des 20. Januar 1942, der „Achse“ des Werkes, ist die Sendung des 31. Mai 1949 für das organische Denken voll zu begreifen. Von diesem Orientierungspunkt aus war Mario Hiriart immer beweglich genug, um in einen Gedankenaustausch einzutreten, auf andere einzugehen und neue Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Da er in der ersten Etappe seiner religiösen Entwicklung ein gutes Fundament gelegt hatte, war es der Gottesmutter möglich, ihn später zu höchsten Höhen zu führen. Der ganze Organismus seines inneren geistlichen Lebens war dafür hinreichend entfaltet, und die Substanz seiner Religiosität war bei allem Wechsel der Akzente immer gleich geblieben.

Mario Hiriart war sich in reiferen Jahren sehr realistisch bewußt, daß der romanische Mensch nur durch einen tiefen Wandel hindurch fähig werden könne, den eigentlichen Sinn des organischen Denkens zu verwirklichen. Er stellte daher hohe Forderungen an sich selbst und kontrollierte sich, ob er seine Vorsätze auch wirklich erfüllte. Dabei konnte er demütig sein und die Gottesmutter für sein Versagen um Verzeihung bitten. Auch in der Gruppe legte er nicht selten den Finger auf schwache Punkte. Viele oder unnütze Worte lagen ihm nicht, noch ließ er sich je vom Zugnebel oberflächlicher Modeströmungen mitreißen. Die Klarheit seines Denkens ließ auch nicht zu, daß er das Anliegen des organischen Denkens anders als primär „ratione obiecti“, das heißt als ein Denken aus dem Wesen der Dinge und der Denkgegenstände verstand. Das denkende Subjekt mit seiner subjektiven Struktur hat nur indirekt mit dem organischen Denken zu tun. So jedenfalls hat Pater Kentenich es einmal präzisiert, um Mißverständnissen den Weg abzuschneiden.

Doch zehrte Mario auch sehr von Gemeinschaftserlebnissen, die es im Bannkreis des Heiligtums von Bellavista gab. Hier konnte seine reiche Affektivität in Schwingung geraten. Die geweckte Liebe trieb ihn dann mit verstärkter Kraft an, der Gottesmutter gegenüber vollendet treu zu sein, auch in den kleinen Dingen. Darum fühlte er sich Josef Engling sehr verbunden und wurde selber so etwas wie ein Josef Engling in südamerikanischer Prägung.

7

Im Leben Marios waltet ein eigentümliches Gnadengeheimnis. In den ersten Jahren seiner Zugehörigkeit zu einer Schönstattgruppe — 1948—1950 also — „war er geführt“, wie er einmal im Tagebuch schreibt. Später führte er die anderen. Und als er auf der Höhe seiner inneren Ausreifung stand, hatte seine ganze Spiritualität viel von einer gelebten Weisheitsphilosophie, von einer gelebten Seinsphilosophie, von einer dynamischen Lebensphilosophie.

Das war die Frucht einer organischen Entwicklung, eines organischen Denkens und vor allem eines organischen Lebens.

Die Nähe zum Heiligtum, die Nähe zur Gottesmutter und die stille, gläubige Treue zum Gründer Schönstatts hatten das aus ihm gemacht. Diese Trias von Gottesmutter, Heiligtum und Gründer ist selbst wieder ein Organismus, ein zusammenhängendes Ganzes. Die Weisheitsphilosophie in Mario ist als gelebte Weisheit zu verstehen, die alles in lebendiger Beziehung zu Gott erlebt und in Gottes Gegenwart wandelt. Schon als 25-, 26jähriger war er ein Mann ausgereiften inneren Gleichmutes, der auch im Dunkel der Nacht von einem höheren Licht erleuchtet war und darum ruhig seinen Weg ging. Was die Seinsphilosophie angeht, so lebte er eine betonte Spiritualität der Zweitursachen, vor allem in der erwähnten Nähe zu Maria, zum Heiligtum und zum Gründer mit dessen eigener Marienmittelbarkeit. In Bezug auf die dynamische Lebensphilosophie kann und muß man sagen, daß Mario eine ausgesprochene Laienmentalität eigen war. Ihm ging es um die christliche Heiligkeit, die sich im alltäglichen Kontakt mit den profanen Dingen des Berufes bewährt und darum zunächst „Apostolat des Seins“ ist. Wenn diese Vollkommenheit hineingeflochten ist in aktive Berufsausübung, wenn sie, wie bei Mario, ganz aus organischer Liebe gelebt und genährt wird, dann ist sie als Apostolat der Ausstrahlung und Mitteilung innerer Fülle nicht weniger dynamische Vitalität zur Gestaltung einer christlichen Kultur.

So darf man in Mario einen „Heiligen“ des organischen Denkens, Lebens und Liebens sehen, einen wahren Sohn seines überzeitlichen Vaters Pater Kenterich.

Neue evangelische Gemeinschaften

Zu den bemerkenswertesten und erfreulichsten Vorgängen in der evangelischen Kirche während der letzten Jahrzehnte zählt das Entstehen ordensähnlicher Gemeinschaften von Brüdern und Schwestern. Am bekanntesten dürften die 1931 in Marburg an der Lahn gegründete St. Michaelsbruderschaft mit ihrem Zentrum in Kirchberg bei Horb am Neckar, die Gemeinschaft von Taizé und die Evangelische Marienschwesterschaft von Darmstadt-Eberstadt sein. Zwei jüngere Gemeinschaften, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland bildeten, hat der Rheinische Merkur“ im verflossenen Jahr in zwei gut informierenden Beiträgen von Erna Hagl (vom 4. Mai bzw. 23. November) vorgestellt.

Die erste dieser Gemeinschaften, die Jesus-Bruderschaft, nahm ihren Ausgang von Ostfriesland, wo sich in den fünfziger Jahren junge Menschen zu religiösen Aktionen trafen und schließlich in einem ärmlichen Haus ein gemeinsames Leben zu führen begannen. Von der anfänglichen Gemeinschaft blieben nach dem Ausscheiden einiger Mitglieder nur zwei Brüder übrig, die, einem Ruf, der an sie erging, folgend, aus dem ländlichen Ostfriesland in die Industriestadt Ludwigshafen übersiedelten. Dort bezogen sie in einem Hinterhaus Wohnung. Aber gerade in diesen Verhältnissen fing die Gemeinschaft an sich zu entfalten. Junge Frauen schlossen sich den Brüdern an, desgleichen ein Ehepaar. Die Räumlichkeiten in Ludwigshafen wurden zu klein. Im Taunus, nahe bei Camberg, fand man in Gnadenthal, einem Zisterzienserinnenkloster aus vorreformatorischer Zeit, eine neue und angemessene Bleibe, aus der inzwischen das Zentrum der Gemeinschaft, oder genauer gesagt: der beiden Gemeinschaften geworden ist. Die weiblichen Mitglieder haben sich nämlich zu einer eigenen Gemeinschaft zusammengeschlossen und bewohnen den Fachwerkbau des früheren Klosters. In einigem Abstand davon haben die Brüder sich ein neues Haus mit Kapelle errichtet. 1972 wurde ein weiterer Bau, das „Haus der Stille“, in Angriff genommen, dessen erster Abschnitt im vorigen Jahr vollendet werden konnte. Zu den beiden Gemeinschaften zählten 1973 je 37 Mitglieder. Etwa die Hälfte von ihnen lebt in Gnadenthal. Im nahen Camberg haben sich außerdem eine Familienkommunität und eine Gemeinschaft älterer Frauen niedergelassen, die sich als Gliedgemeinschaften der Jesus-Bruderschaft verstehen.

Die Geistigkeit der Bruderschaft findet prägnanten Ausdruck in der Devise „Sammlung und Sendung“. Der Lebensstil der Bruderschaft ist so angelegt,

daß alle Aktion nach außen, zu der man sich kraft der „Sendung“ der Gemeinschaft gerufen weiß, aus der „Sammlung“ herauswachsen, von ihr getragen und beseelt sein muß. Deshalb geht „Sammlung“ immer der „Sendung“ voraus, ob es sich um ein bestimmtes begrenztes Vorhaben, um Berufsfragen oder um Entscheidungen für das Leben handelt. Auch fängt jeder Tag mit der morgendlichen Sammlung an.

Nicht weniger prägend für die Geistigkeit der Gemeinschaft ist der Gedanke der Bruderschaft, der sowohl das Leben miteinander wie auch die Tätigkeit in der Welt bestimmt. Eine Regel im eigentlichen Sinne hat man nicht, wohl eine Rahmenordnung für den Ablauf des gemeinsamen Lebens und zur Pflege der Spiritualität, zu der grundlegend auch die Beobachtung der evangelischen Räte gehört.

Was die Lebensformen angeht, so haben sie im Laufe der Anfangsjahre eine auf das moderne Leben zugeschnittene monastische Ausgestaltung gefunden. Sechsmal am Tag versammelt man sich zu gemeinsamen Tagzeiten. Am Anfang eines jeden Tages steht das Herrenmahl. Bei seiner Feier und bei einigen der Horen tragen Brüder und Schwestern weiße Gewänder als Symbol für das hochzeitliche Gewand der Gnade. Im Abendgebet hat nach monastischem Vorbild eine Culpa ihren festen Platz. Wie in katholischen Orden wird bei der Aufnahme in die Gemeinschaft der Ritus der Einkleidung vollzogen. Man legt Profesß ab und lebt in Klausur, und zwar zu dreien in einem Raum, zum Zeichen dafür, daß man sich und sein Leben ganz verschenkt hat.

Von Anfang an galt das Bemühen der Bruderschaft über die eigene Gemeinschaft hinaus „der Weckung und Stärkung des geistlichen Lebens in der Gemeinde Jesu“. Zu diesem Zwecke hat man u. a. in Gnadenthal eine sogenannte Lebensschule eingerichtet, die als einjähriges Seminar für junge Männer und Frauen durchgeführt wird. Die Teilnehmer des Seminars leben ein Jahr lang mit der Kommunität. Sie erhalten Unterricht in Kirchengeschichte, Dogmatik, Bibelkunde, Ethik, Seelsorge; sie treiben Sport und werden — auch die Männer! — mit der Führung des Haushalts vertraut gemacht. Halbtags arbeiten sie im Hause mit.

Ihr Leben und Wirken in der Welt gestaltet die Bruderschaft in der Gesinnung schlichter brüderlicher Präsenz. In den letzten Jahren wurden eine Reihe kleinerer Kommunitäten in industriellen Ballungsräumen gegründet. Dort üben die Mitglieder ihren jeweils erlernten Beruf aus: als Arbeiter, in der Krankenpflege, als Ärzte, Lehrer, Wissenschaftler. Ihre Losung lautet: „Rede nur, wenn du gefragt wirst, aber lebe so, daß man dich fragt!“ Abends stehen die Wohnungen der Brüder und Schwestern allen offen, die das Gespräch, Rat und Hilfe suchen.

Ein Kernanliegen der Bruderschaft ist die Ökumene. Deshalb steht der Eintritt in die Gemeinschaft auch Katholiken offen. Nach dem Bericht des „Rheinischen Merkur“ waren bereits drei italienische Katholiken zu ihr gestoßen, darunter ein Priester. Der gemeinschaftseigene Präsenz-Verlag bringt eine ökumenische Schriftenreihe heraus. Ein Gebet um die Einheit der Christen wird jeden Tag genau in der Mitte des Tagesablaufs verichtet.

Auch die zweite Gemeinschaft, von der Erna Hagl im „Rheinischen Merkur“ berichtet hat, die Gemeinschaft der Christusträger, ist ökumenisch offen und zählt Katholiken und Anglikaner in ihren Reihen. Die Gründungsgeschichte der Christusträger hob vor etwa vierzehn Jahren in Darmstadt an. Junge evangelische Christen, die gelangweilt in ihrem Clubraum herumsaßen, entdeckten eines Tages für sich Gott als lebendige Realität. Diese Entdeckung ging so tief, daß sie bereit waren, sich selbst in Frage zu stellen und ihr Leben zu ändern. Nachdem sie eine Zeitlang in ihrer Freizeit caritative Dienste ausgeübt hatten, richteten sie an ihren Pastor und geistlichen Berater die Frage, ob ein solches Engagement nicht „eine Sache fürs Leben“ werden könnte. So geschah es. Zu den jungen Männern gesellten sich Schwestern, die sich dem gleichen totalen Christusdienst am Mitmenschen verschreiben wollten. In Auerbach an der Bergstraße fand man ein geeignetes Zentrum.

Im Unterschied zur Jesus-Bruderschaft von Gnadenthal wohnen in diesem Zentrum nur einige Brüder, die die gemeinsamen Anliegen der Gemeinschaft wahrnehmen: Verwaltung, Küche, Wäsche, Garten und vor allem die Gäste des Hauses. Die kleine Zentralgemeinschaft hat ihre feste Tagesordnung. Um 5.45 Uhr morgens verrichtet man miteinander die Laudes. Am Abend betet man gewöhnlich Vesper und Komplet, an deren Stelle gelegentlich freies persönliches Beten treten kann. Einmal in der Woche feiert man das Herrenmahl, allerdings nicht sonntags, weil man zum Sonntagsgottesdienst in die Gemeinden geht.

Die Gemeinschaft, die gegenwärtig um die 70 Mitglieder zählt, hat sich ungewöhnlich stark in außereuropäischen Ländern engagiert. Bei diesen Unternehmungen ist mit der Nächstenliebe ein ausgeprägter Vorsehungsglaube beteiligt. Der Einsatz in Übersee begann damit, daß zwei Schwestern, die bis dahin kaufmännische Angestellte gewesen waren, 1963 nach Pakistan flogen, weil sie sich von Gott gerufen glaubten, den Ärmsten der Armen, den Leprakranken, zu helfen. Ihre Wahl war einfach aus dem Grunde auf Pakistan gefallen, weil man für die Einreise dorthin kein Visum benötigte. In Karachi mieteten die Schwestern ein Haus und fingen an, Leprosen darin aufzunehmen. Ein Bruder, der ihnen nachreiste, baute

in den Slums der Stadt eine Leprastation auf. Als die Behörden ihnen in der Wüste bei Karachi ein Krankenhaus unter der Bedingung anboten, daß ein Arzt zum Mitarbeiterstab gehören müsse, sagten sie zu, obwohl sie noch keinen Arzt in Aussicht hatten. Er kam dann in Gestalt einer Schwester, die Ärztin war. Aus dem einen Krankenhaus sind im Laufe von zehn Jahren sechs Krankenhäuser und Asyle sowie mehrere Waisenhäuser mit insgesamt 380 Waisenkindern geworden, so in Afghanistan und Süd-Vietnam. Einige Mitglieder der Gemeinschaft arbeiten inzwischen auch in Südamerika.

Ist der Einsatz der Gemeinschaft in Übersee fast ausschließlich vom sozialen Engagement bestimmt, so in Europa vorwiegend vom Dienst der Verkündigung. Dieser Dienst wird nebenberuflich, in der Freizeit und am Feierabend, ausgeübt. „Verkündigung“ bedeutet aber nicht übliche, auf systematischer theologischer Schulung beruhende Predigt, sondern persönliches Zeugnis über ihr Leben mit Gott, über ihre Erfahrungen als gläubige Menschen. Diese Art von Verkündigung findet, wie die Christusträger immer wieder feststellen können, keineswegs nur bei jungen Menschen Anklang und Echo. An Wochenenden werden für Mitarbeiterteams aus Gemeinden religiöse Freizeiten und Schulungen durchgeführt. Das geschieht vor allem auch in den Sommermonaten, wenn die Veranstaltungen in den Gemeinden weniger zahlreich sind. Dann beherbergt das Zentrum in Auerbach wochenlang bis zu vierzig Gäste. Bei ihrer Arbeit in den Gemeinden legen die Christusträger das Prinzip zugrunde: „Neues wecken, anstoßen, dann weitergehen.“ Damit ihre Initiative aber nicht verpufft, engagieren sie sich nur in Gemeinden, in denen eine nachbetreuende, weiterführende Seelsorge garantiert ist.

Vorgänge und Phänomene wie die von Erna Hagl beschriebenen sind im Raum der katholischen Kirche weit weniger fremd als unter evangelischen Christen, ja sie haben sich hier seit Jahrhunderten immer wieder ereignet. Auch die Gegenwart kennt Neuaufbrüche vergleichbarer Art, ziemlich zahlreiche sogar, die z. T. eine noch erstaunlichere Entwicklung genommen haben und nehmen. Man denke nur an die reiche Vielfalt der Säkularinstitute, die in den letzten Jahrzehnten entstanden sind. Doch macht die erfreuliche Entwicklung in der eigenen Kirche den Blick auf erfreuliche Entwicklungen in den benachbarten Kirchen und Kirchengemeinschaften nicht überflüssig. Er dürfte sich sogar lohnen.

Buchbesprechungen

ZU DEN BEACHTENSWERTESTEN NEUERscheinungen des verflossenen Jahres auf dem religiösen Büchermarkt dürfte ein Gemeinschaftswerk evangelischer und katholischer Theologen, betitelt „Neues Glaubensbuch“ gehören. Man hat das Werk schon „ein ökumenisches Ereignis ersten Ranges“ genannt. Zum erstenmal seit der Glaubenspaltung im 16. Jahrhundert haben sich Theologen der beiden großen Kirchen, insgesamt 36, zusammengetan, um eine umfassende Darstellung des gemeinsamen christlichen Glaubens zu schreiben. Zwei bekannte und erfahrene Ökumeniker, Prof. Johannes Feiner aus Chur, Konsultor des Einheitssekretariats in Rom, und Pfarrer Lukas Vischer vom Weltrat der Kirchen in Genf, zeichnen für die Herausgabe verantwortlich. Ein evangelischer und ein katholischer Verlag (Theologischer Verlag, Zürich, und Herder, Freiburg) haben das Buch gemeinsam herausgebracht.

Dem Unternehmen, an dem seit 1969 gearbeitet wurde, liegt die Überzeugung zugrunde, daß es in den Bemühungen um die Einheit der Christenheit an der Zeit sei, das Stadium der bloß analysierenden und vergleichenden Kontroverstheologie hinter sich zu lassen und zu dem Versuch einer Synthese, zu einer positiven gemeinsamen Bezeugung des christlichen Glaubens vorzustoßen, und dies aus zwei Gründen: (a) um der *Una Sancta* selbst willen, deren Fortschritt nach einem solchen gemeinsamen Glaubenszeugnis verlangt, und (b) um der Herausforderung der Gegenwart zu begegnen, der nur eine gemeinsame Antwort der Christenheit gerecht zu werden vermag.

Die Autoren gehen ihre Aufgabe in vier Teilen mit zusammen 22 Kapiteln an. Im ersten Teil wird die Gottesfrage in ihrer heutigen Gestalt und Aktualität herausgearbeitet. Der zweite Teil behandelt die Offenbarung Gottes in Jesus Christus; der dritte wendet sich dem „neuen Menschen“ als Ziel des Heilshandelns Gottes in Jesus Christus zu; der vierte entfaltet das Verhältnis von Glaube und Welt. Ein weiterer, fünfter Teil mit sieben Kapiteln ist den zwischen den Kirchen noch offenen Fragen gewidmet, und zwar den Themen Schrift und Tradition, Gnade und Werk, Sakramente, Ehe, Maria, Kirche. Das Schlußkapitel des ganzen Buches endlich erörtert die mögliche Bedeutung der Kon-

fessionen heute. Der knappe Überblick zeigt, daß das Buch einen bedeutsamen Wurf wagt und wichtig genug ist, sich verantwortungsbewußt mit ihm einzulassen.

Der Versuch einer Stellungnahme wird sich vor Augen halten und davon ausgehen, daß es sich bei dem Buch um einen „Erstling“ im erwähnten Sinne handelt, von dem man billigerweise nicht erwarten darf, daß er seine Aufgabe, zumal eine so umfassende Aufgabe, auf Anhieb nach allen Richtungen hin zufriedenstellend gelöst hat. Die Autoren machen selbst darauf aufmerksam, daß sie *nicht das gemeinsame Glaubensbuch schlechthin*, sondern *eine mögliche Darstellung* des gemeinsamen Glaubens schreiben wollten.

Ist ihnen nun tatsächlich eine Darstellung des christlichen Glaubens gelungen, die man als möglich bezeichnen kann, und zwar „möglich“ nicht vom Standpunkt dieses oder jenes Christen, sondern vom Standpunkt der großen Kirchen aus? Das wird man, wenigstens im Blick auf die katholische Kirche, kaum oder nur mit erheblichen Einschränkungen sagen können. Das Buch ist ein Werk von Theologen, die ihre Konzeption entwickeln. Das aber bedeutet heutzutage nicht ohne weiteres, daß darin der Glaube der Kirche dargeboten wird. Deshalb findet man im „Glaubensbuch“ Dinge, wie sie in der Theologie heute nicht selten sind, kaum aber in ein Glaubensbuch der Kirche Eingang finden dürften. So trifft man z. B. S. 509 unter dem Thema „Verantwortliche Elternschaft und Empfängnisverhütung“ auf eine offene Distanzierung von der Lehre des Papstes in „*Humanae Vitae*“. S. 612 wird gesagt: Wieweit die Jungfräulichkeit Mariens vor und nach der Geburt Jesu Inhalt des kirchlichen Dogmas sei, das sei in der katholischen Theologie umstritten; nicht aber wird gesagt, daß die Lehre der Kirche hierzu eindeutig ist. Im zweiten Teil des Buches werden über Jesus Ausführungen gemacht — Jesus „Sachwalter Gottes ... wie niemand sonst und niemand vor ihm in Israel“ (S. 147) —, die gute Zwischenergebnisse exegetischer Beschäftigung mit den Evangelien sein mögen, nicht jedoch als Wiedergabe des vollen Glaubens der Kirche gelten können. Dasselbe gilt von der Interpretation der biblischen Aussagen über die Präexistenz Jesu S. 230.

Doch nicht nur solche Details bringen die Frage auf, ob der Glaube der Kirche hinreichend in die Darstellung eingebracht worden ist. Im ganzen ist eine Tendenz zur Reduktion kirchlich-katholischen Glaubens zu bemerken. Ob dem ökumenischen Anliegen damit so gedient ist, wie man es möchte? Der gemeinsame Glaube — das ist wohl eine selbstverständliche Feststellung — kann nicht am Glauben der Kirche vorbei gefunden werden.

Die Tendenz zur Reduktion scheint uns nicht nur Katholisches, sondern auch Gemeinsam-Christliches zu betreffen. S. 315 wird über die bedeutsame Frage des Leids gesprochen. Es heißt da: „Wir meinen hier nicht jenes Leid, an dem wir selber schuld sind oder das überhaupt auf menschlicher Schuld beruht. Gegenüber diesem Leid gibt es für den Christen nur eins: Mit allen Mitteln daran arbeiten, daß es überwunden (sic) und seine Ursachen beseitigt werden.“ Was für eine Anthropologie führt hier das Wort? Stellt nicht gerade das Leid, das der Mensch sich selbst bereitet, das also aus der Freiheit des Menschen hervorgeht, ein Problem dar, an dem man so schnell nicht vorübergehen kann, vor allem deshalb nicht, weil dieses Leid sich nicht so einfach — mit einem ethischen Appell! — beheben läßt, wie hier gesagt wird. Sollte es so in der Macht des Menschen stehen, sich von seiner sündigen Egozentrik freizumachen?

Im gleichen Zusammenhang werden S. 316 verschiedene Verhaltensweisen gegenüber dem Leid vorgestellt. Meldet sich darin, selbst noch bei der Erinnerung an den gekreuzigten Herrn, nicht ein heimlicher Stoizismus zu Wort? Die echt christliche

Möglichkeit nach Kol 1, 24: „Nun freue ich mich an den Leiden, die ich für Euch erdulde, und was an den Drangsalen Christi noch fehlt, will ich an meinem Fleisch ausfüllen zugunsten seines Leibes, die Kirche“ wird nicht in Erwägung gezogen. Damit aber wird, wie uns scheint, dem Menschen von heute für eine der quälendsten Fragen die entscheidende Antwort aus der christlichen Botschaft nicht nahegebracht. Der Christ, der Leid zu tragen hat, kann sich nicht nur am Vorbild des leidenden Herrn trösten und stärken, er darf in und mit Christus leiden für das Heil der Welt. Dieses „in und mit Christus für das Heil der Welt“ gilt dabei nicht nur für den Christen im Leid; es ist die Grundauszeichnung und Grundaufgabe für den Christen überhaupt. Von dieser zentralen Kategorie ist im Glaubensbuch nur am Rande etwas gesagt. Die „Ontik“ des Christlichen kommt nicht zum Tragen, umso mehr dagegen die „Ethik“. Das ist für heutige Auffassung von Christsein bezeichnend. Ob es aber richtig und auf die Dauer für den Menschen gut ist?

Hauptverdienst und Hauptwirkung des „Neuen Glaubensbuches“ dürfte darin bestehen, in der gegenwärtigen ökumenischen Situation ein Zeichen zu setzen und einen Anstoß zu geben, der weiterwirken wird, bis eines Tages tatsächlich ein gemeinsames Bekenntnis des Glaubens die Christen eint.

Feiner, Johannes u. Vischer, Lukas (Hrsg.), *Neues Glaubensbuch. Der gemeinsame christliche Glaube, Gemeinschaftsverlag Herder, Freiburg-Basel-Wien u. Theologischer Verlag, Zürich 1973, 688 S., geb., DM 29,80.*
E. Monnerjahn

EINES DER SCHÖNSTEN BILDER, DIE deutsche Maler gemalt haben, hängt in der Dorfkirche des kleinen fränkischen Dorfes Stuppach. Obwohl dieser Ort etwas abseits der obligatorischen Reiseziele des romantischen Mainfranken liegt, zieht er jährlich viele Besucher an, die in der Marienkapelle der Dorfkirche verweilen und Grünewalds 1519 entstandenes Marienbild betrachten, das für den Maria-Schnee-Altar der Stiftskirche von Aschaffenburg gemalt wurde und nach abenteuerlicher Geschichte nach Stuppach kam. Selbst Schaulustige mögen auf ihre Kosten kommen — für sie stellt sich hier in Farbenpracht die religiöse Idylle spät-

mittelalterlicher katholischer „Kleingärtnererei“ dar mit Blümchen, Goldglöckchen und Regenbogen. Die ganze Oberflächlichkeit dieser zuweilen geäußerten Auffassung im Vergleich zum eigentlichen künstlerischen und religiösen Gehalt dieses Bildes geht aus dem hervorragend gestalteten Bildband des jetzigen Pfarrers von Stuppach und behutsamen Pflegers und Kenners dieses Kunstwerkes hervor. Pfarrer Bruno Hilsenbeck — Fotograf und Interpret in einem — schuf in seinem Buch „Die Stuppacher Madonna und ihre Botschaft“ ein Werk, das wie wenige geeignet ist, in den Geist mittelalterlicher Malerei einzuführen, und das an einem

herausragenden Beispiel all die Gedanken veranschaulicht, die anhand des Buches „Welt der Symbole“ (vgl. „Regnum“ Nr. 4, Okt. 1973, S. 190 f.) auftauchen. Wer zunächst von unserem Wissensstand des 20. Jahrhunderts her unvoreingenommen das Bild betrachtet und dann den erklärenden Text Hilsenbecks dazu liest, spürt, wie arm unser positivistisch-aufgeklärtes Denken gegenüber dem ganzheitlich-zweitursächlichen Denken des Mittelalters ist. Hier ist wahrhaftig keine Idylle aufgezeigt, sondern mitten in einer stürmischen Zeit, einer Zeitenwende, die der unseren kaum nachstand (1517 Beginn der Reformation), in vollendeter Malerei eine Weltdeutung in „katholischen“ Dimensionen geboten. Jede Einzelheit dieses Bildes ruht in der Tradition der kirchlichen Lehre über Christus und seine Mutter-Braut Maria. Pflanzen, Dinge, Farben, Zahlen, geometrische Zueinanderordnung der Gegenstände — nichts ist zufällig, alles Hinweis auf theologische Wahrheiten. Diese Symbole schlüsselt Hilsenbeck auf, und erschreckend wird dem heutigen Leser und Betrachter klar, wie inadäquat unsere Anschauung derartiger Bilder als fromme Kunstwerke ist, wenn wir das Verstehen dagegensetzen, das früher auch der „ungebildete“ Betrachter kirchlicher Kunst entgegenbringen konnte, da ihm die zugrundeliegende Symbolik weitgehend oder vollständig bekannt war (biblia paupe- rum). Hilsenbeck lehrt uns, wieviel unerleuchteter, eindimensionaler wir Zeit und Welt betrachten als das „finstere“ Mittelalter. Dieser „Lehre“ ist eine weite Verbreitung zu wünschen. Allen, die Schönheit und seine Symboliebe schätzen,

stärkt sie den Rücken. Denn anhand der ausgefeilten patro- und christozentrischen Mariologie, die in der Stuppacher Madonna ins Bild gesetzt ist, wird von einer neuen Seite wieder einmal aufgezeigt, wie urkatholisch es ist, alle Dinge, die uns im Leben und Alltag begegnen, nach ihrer Hinweiskraft auf Gott und unser Heil zu befragen. So erweist der Verfasser nicht in erster Linie der Kunstbetrachtung einen Dienst — das zwar auch — sondern vor allem der Frömmigkeit, ja sogar der unpopulären marianischen Frömmigkeit. Folgerichtig klingt sein erklärender Textteil aus in einer Hymne an Maria, in der die marianischen Symbole und ihr theologischer Gehalt, die in dem Bild dargestellt sind, noch einmal komprimiert in Worte gefaßt werden. An diesem Hymnus — der sich von selbst der zeitlosen Sprache der großen kirchlichen Gesänge anpaßt — werden sich die Geister der Leser scheiden. Wer ihn versteht, begreift auch die Aussage Grünewalds.

So ist dieses Buch über alle bestechende Schönheit seiner Aufmachung hinaus zutiefst ein mutiges, ein bekennendes und religiöses Buch, das unbequem gewordene Kirchenlehren ins rechte Licht rückt und dem man deshalb eine weite Verbreitung wünscht. Vielleicht bringt es sogar den einen oder anderen Leser dazu, der Stuppacher Madonna einen Besuch abzustatten.

Bruno Hilsenbeck: Die Stuppacher Madonna und ihre Botschaft, Verlag: Madonnenkapellenpflege, 6991 Stuppach-Bad Mergentheim, 1972. (Kein fester Preis, wird gegen eine Mindestspende von DM 35,00 abgegeben.)

Renate Martin